

An einer Stelle nämlich ist ein Bauernhaus direkt in den Schützengraben mit einbezogen. Zunächst sieht man das nicht, bis man in das Haus hineingeht und erstaunt merkt, daß der Schützengraben einfach im Innern des Hauses weitergeht. Er zieht sich längs der Breitwand, biegt nach der Schmalwand um und führt unter der Mauer wieder ins Freie. In die Lehmwand des Hauses sind der ganzen Ausdehnung nach in ein Viertel Meter Höhe, etwa über dem Erdboden, breite Schießscharten gebrochen, so daß die Feuerwirkung gesichert ist. Alle Einrichtungsgegenstände sind natürlich entfernt, ebenso wie der Fußboden. Nur ein paar Heiligenbildchen hängen noch an den Wänden. Die Swenta Maria hebt die schönen Hände bittend empor.

Ein paar Meter weiter vorn beginnen die verdeckten Drahthindernisse.

Die ganze Stellung und die Parallele der Russen sah ich dann noch einmal von 300 Meter Höhe, etwa vom Fesselballon aus. An der Straße zu einem Gutshof stand die „Gasfabrik“ der Formation. Denn es war ein richtiger alter ehrlicher Festungs-Fesselballon, der sich sein Gas selbst herstellte. Das hat den Vorteil, daß man einmal an Ort und Stellung recht unabhängig ist. Andererseits werden Veränderungen des Standortes wieder recht schwierig, was ja aber schließlich beim Stellungskrieg nicht sehr viel ausmacht, und beim Bewegungskrieg wird man den Fesselballon schon aus anderen Gründen lieber durch andere Mittel ersetzen. Hier im Stellungskampf aber leistet der Vielverlästerer Vorzügliches. „Erst wollt' keiner was von uns wissen und jetzt schreien sie alle nach uns.“

Holf Brandt, Kriegsberichterstatter.

TRAPP, Georg

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 120.

TAG: 1. 5. 1915 (1. Bogen)

R. v. Trapp über die Torpedierung des „Leon Gambetta“.

Festliche Stimmung in unseren Kriegshäfen.

Wien, 30. April. Die Deutschnationale Korrespondenz erhält nachstehendes vom 28. d. ohne Angabe des Aufgabortes datiertes Telegramm ihres Mitarbeiters Eduard Reichel: Linienschiffsleutnant Georg R. v. Trapp machte mir kurz nach dem Einlaufen seines Unterseebootes nachstehende Mitteilung über den Hergang seiner ruhmvollen Aktion bei Cap Leuca: Nachdem ich durch längere Zeit ein Torpedoboot befehligt hatte, habe ich erst kürzlich das Kommando des „U V“ übernommen und mit diesem Boote meine erste Fahrt gemacht. Ich bin erst vor drei Tagen aus dem Bestimmungshafen ausgelaufen. Das feindliche Schiff kam mir ungefähr um Mitternacht, 20 Seemeilen südöstlich von Cap Leuca mit verdeckten Lichtern in Sicht. Ich erkannte, daß es ein französischer Panzerkreuzer vom Typ Viktor Hugo war.

Es war Mondschein und der Himmel leicht bewölkt. An Bord war, als wir den Kreuzer sichteten, alles klar und sobald ich seinen Kurs und seine Geschwindigkeit festgestellt hatte, ging ich ihn an. Er zeigte mir seine Breitseite. Als ich ungefähr 500 Meter nahe war, lancierte ich zuerst einen Torpedo auf die rückwärtige und dann einen zweiten auf die vordere Ramingruppe. Beide Lan-

zierungen waren Treffer. Die Detonation war deutlich hörbar. Bei der rückwärtigen Ramingruppe sah ich kurz darauf bis zur Höhe des Mastes eine mächtige Rauchwolke aufschlagen.

Jeder Treffer wurde von meiner Mannschaft mit einem spontanen Hurra begrüßt. Nach der zweiten Lancierung fuhr ich rückwärts um den Kreuzer, um zu sehen, ob er eine Schlagseite habe und konstatierte eine Neigung von 35 Grad. Das war fünf Minuten nach den Torpedierungen. Aus der Neigung erkannte ich, daß es nicht mehr nützig sei, weitere Torpedos zu lancieren, obwohl ich auch diese bereits klar hatte.

Neun Minuten nach der zweiten Lancierung war das feindliche Schiff verschwunden. Als ich auf die Steuerbordseite kam, bemerkte ich auf Deck ein Licht und kurz darauf Lichter im Wasser. Sie rührten von den ausgepöhten Booten her. Die Franzosen sehten im ganzen

fünf Booten aus und es ist bewundernswert, wie sie dies alles in der kurzen Zeit bewerkstelligen konnten. Mit Rücksicht auf die Sicherheit meines eigenen Bootes mußte ich von der Beteiligung an den Rettungsarbeiten absehen, aber ich hoffe, daß sich wenigstens die in den fünf Booten eingeschiffte Mannschaft retten konnte, umso mehr, als die See ruhig und das Land leicht zu erreichen war.

Meine Mannschaft benahm sich während dieser ganzen Aktion in bewundernswerter Weise und ihr Verhalten ist über alles Lob erhaben. Ich freue mich, daß sie aus so wackeren Leuten zusammengesetzt ist.

Der zweite Offizier des Bootes, Linienschiffsleutnant Hugo Freih. von Schfferitz, betonte, daß die Umsicht und Kaltblütigkeit des Kommandanten während der ganzen Aktion bewundernswürdig war, und auch er rühmte in wärmsten Worten die wunderbare Haltung der Mannschaft.

Redakteur Reichel meldet weiter vom 28. April: Anlässlich der Rückkehr des Unterseebootes V herrschte auf allen in den Bestimmungshäfen liegenden Kriegsschiffen festliche Stimmung. Als gegen Mittag das Unterseeboot V in Sicht kam, brachen die Matrosen in brausende Hurra-Rufe aus, während die an Bord des Admiralschiffes aufgestellte Kapelle die Volkshymne und das Prinz Eugen-Lied spielte. Nachdem das Boot am Admiralschiff angelegt hatte, das die Ehrenflagge gehißt hatte, wurden Schiffsleutnant v. Trapp und Schiffsleutnant v. Schfferitz vom Admiral und von anderen auf dem Flaggschiffe befindlichen Offizieren in heraldischer Weise begrüßt und zu ihrer ruhmvollen Tat beglückwünscht.

BRUNNEN Zeit

und anmaßend, wie so richtig gehende Raddampfer gegenüber über einfachen Weichselfähnen, die im Frieden Getreide und andere schöne Dinge von Plock nach Thorn fahren, sind. Dabei ist unser Schiff doch jetzt durchaus im Dienste des Krieges, es hat Kanonen gefahren, Munition, 160 Mann haben in seinem Bauch geschlafen, ein Duzend Pferde haben auf Deck gestanden. „Russen hatten wir noch keine nicht“, sagt mir der Schiffer, der ein richtiger Märker ist und seinen schweren Beruf auf der Spree begonnen hat. „Die Herren pflegen immer darnach zu fragen. Von wegen...“ er kratzt sich bedeutungsvoll den Kopf. „Aber wir hatten noch keine nicht. Die Schiffe da haben die Russen versenkt gleich im Anfang, ich war Gott sei Dank in Thorn“ und er zeigt an das Ufer, in dessen Nähe ein paar Schiffstrümmer zu sehen sind. „Die Männer haben sie mit nach Sibirien genommen. Da sind sie ja schnell bei mit. Und den Frauen haben sie in Warschau gesagt: Nun könnt er jeht, wohin er wollt. Wohin sollten sie in Warschau nun wohl jeht? Ne, es ist ne Bände. Aber die Polacken sind noch schlimmer! Ich bin doch oft genug in Plock gewesen. Nicht wahr? Na man sieht denn doch da rum. Mich hats eigentlich jehindert, daß die Polacken solange Frieden gehalten haben. Mit's Maul hatten sie schon seit Jahren in Plock Krieg! Ja!“ Ich sage dem alten Mann, daß ich den Eindruck hätte, die Leute wären jetzt ganz freundlich. Er spuckt sehr kunstvoll vom Steueruder fort über die Bordwand. „Was sollen sie machen?“ Ich glaube das Gleiche, was der alte Schiffer in seiner drahtischen Art erklärt, die Durchschnittspolen werden immer den als Herren anerkennen, der sich als Herr gibt.

Inzwischen wird das Schleppseil herübergeworfen. Es spannt sich. Wir fahren, die vielen alten Türme und Türmchen von Plock glänzen im Morgenlicht. Schwer und mässig leuchten die roten Kornspeicher. Der Strom geht stark, wir machen schnelle Fahrt und dabei spürt man kaum die Bewegung. Bald flacht auch das linke Ufer ab. Wir gleiten auf der breiten Weichsel still in der Sonne zwischen den frühlinggrünen Feldern. Mal ein polnisches, weißes Herrenhaus am Ufer, mal ein zerlumptes kleines Dorf. Die Sonne brät ordentlich auf dem blanken Deck. Es riecht nach Wasser und Holz, das in der Sonne heiß wird. Dampf kommt uns entgegen, mit Soldaten angefüllt.

Der Verkehr mit Thorn ist sehr rego. Die Weichsel als Verbindungsweg für unsere Truppen ist natürlich von außerordentlicher Bedeutung. Die Transportmöglichkeiten sind ja so einfach und ausgiebig, für jegliches Material, wie man es sich nur denken kann. Der große, geduldige, breite Strom ist bis Plock ein sehr guter Freund der Deutschen, freilich hat man sich auch ihn in manchen schweren Gesechten erst sichern müssen.

Ein Motorboot von der freiwilligen Motorbootflottille auf der Weichsel kommt uns entgegen. Es rast nach Plock hinauf. Die ganze Flottille steht unter dem Kommando des Grafen Posadowski, der auch oberhalb von Plock zwei „Kriegsschiffe“ unter seinem Befehl hat. Erbeutete russische Dampfer, die mit Kanonen bestückt worden sind. Sie tun stramm ihren Kriegsdienst

Weichselfahrt.

Von unserem zum Ufsee entsendeten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

An Bord der „Marie“, den 26. April.

Am Hasen von Plock um 7 Uhr morgens. Unsere Autos sind auf der „Marie“ verstaut. Sie stehen zwischen den dicken Bohlen und ruhen sich von den russischen Wegen aus. Diese russischen Wege, die Kilometerlang ganz ertragbar und beinahe ordentlich sind, um dann plötzlich in einer Art von Schuttinsel auf ebensovielen Kilometern weiterzuführen. Grund: den einen Teil hat die Wegebaukommission ordentlich ausbessern lassen, das Geld für die Ausbesserung des andern hat sie vertrunken. Wie viel hundert Kilometer Landstraße müssen die Wegebaukommissionen des Gouvernements Plock und Warschau durch die Gurgel gejagt haben! Ich wünsche, sie müßten in unserem Auto, aber gerade in unserem, einmal die ganzen Strecken abfahren, sie würden das Trinken verfluchen und ordentliche Leute werden. Jetzt jedenfalls haben die Wagen und wir ruhige Fahrt. Der große Weichselfahn, auf dem wir lagern, tut sich mit einem anderen dicht zusammen, die Troffe werden gelöst und erst langsam, dann ziemlich schnell, treibt uns die Strömung auf die Durchfahrt der Pontonbrücke zu. Auf der anderen Seite warten wir auf den regelmäßigen Schleppdampfer, der uns nach Thorn schleppen soll. Er pfeift auch schon drüben schrill ein paar mal, daß wir uns ja bereit halten sollen. Bismlich grell

Die Taten des Korps Hofmann.

II.

Gebirgskrieg im Winter. — Die deutsche Südarmer. — Die neue Offensive. — Die Ereignisse auf dem Jaworniki. — Ein infanter Ruffentritt.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

Als sich Erzellenz Hofmann Mitte Dezember entschlossen hatte, mit seinen Truppen die Gebirgslinie zu halten, in welcher der Temnatik (1347 Meter), der Blaj (1334 Meter) und der Belki vrch (1398 Meter) liegen, mußten natürlich auch auf diese Bergshöhe Truppen vordringen. Wer den Gebirgswinter kennt, der weiß, was es heißt, durch Schnee, in dem die Truppen bis zum Hals einsinken, da hinauf zu kommen; wer es nicht aus eigener Anschauung kennt, dem kann ja doch jede Schilderung nur ein ganz schwächliches Bild geben. Am Blaj und am Temnatik setzte sich eine Infanteriebrigade fest. Auch eine Eskadron Kavallerie kam hinauf, ohne auch nur ein Pferd zu verlieren!

Dort oben blieben die Truppen von Mitte Dezember bis 23. Januar. Der Schnee war mehrere Meter hoch. Die Temperatur sank oft bis zu 28° Kälte herab. Die Truppen blieben die ganze Zeit im Freien und konnten nie abgelöst werden! Man versteht nun, warum Erzellenz Hofmann sagte, jeder seiner Bandsturmänner verdiene, in Gold gefaßt zu werden.

Gerade zur Weihnachtszeit waren die heftigsten Kämpfe. Denn Hofmann, der auch in der Flanke wieder bedroht wurde, mußte sich durch unausgesetzte Offensivstöße nach allen Seiten Luft machen. Am 23. Dezember kämpft das Korps bei Abtranka, am 24. und 25. greift Hofmann an und wirft die Russen zurück. Immer haben die Russen starke Verluste.

Ununterbrochen kämpfend muß nun bis zum 23. Januar folgende Linie um jeden Preis gehalten werden: Forrashuta—Rozynka—Höhe Buzora (Kote 1097)—Zanyla—Temnatik—Blaj—Belki vrch, um hinter dieser Linie den Aufmarsch der deutschen Truppen zu ermöglichen, aus denen dann zusammen mit dem Korps Hofmann und anderen österreichisch-ungarischen Kräften die deutsche Südarmerie gebildet wurde.

Um die Gebirgslinie halten zu können, mußten auch Geschütze, selbst Haubitzen auf die Berge gebracht werden. Wieder verschwindet damit die Größe einer klassischen Vorstellung aus der Phantasie der Menschheit. Was sind die Mühen des Steinwälzers Sisyphus gegen die unserer braven Kanoniere, die da ihre Geschütze durch mannshohen Schnee auf weglose, 1300 Meter hohe Berge schaffen mußten. Oft wurden zum Transport eines einzigen Geschützes bis zu zwanzig Paar Pferde verwendet. Wo es möglich war, wurden auch Büffel requiriert. Oben in den Bergen hatten die Truppen zur Unterkunft nur ein paar Jägerhütten, die aber von den Russen unter ständigem Feuer gehalten wurden, weshalb die Soldaten ihnen bald Erdbhöhlen vorzogen.

Gemeinsam mit einer deutschen Infanteriedivision eröffnete das Korps Hofmann am 22. Januar die Offensive. Von Buzora aus wird die Kicserahöhe (Kote 841) genommen. Furchtbare Schneewetter herrschte, als der Vormarsch begann. Wäre das nicht gewesen, wären die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nicht bei jedem Schritte im Schnee verjunkt, so daß sie oft von Sappeuren ausgegraben werden mußten, so wäre der Erfolg, auf den sie heute zurückblicken können, sicherlich noch ungleich größer geworden. Trotz der Schneemengen machte eine t. u. l. Brigade von der Höhe des Temnatik herab einen erfolgreichen Angriff auf die russischen Stellungen. Die Verbündeten greifen gemeinsam bei Bezerskallas an, und einer zweiten österreichisch-ungarischen Brigade gelingt es, durch ein Umgehungsmanöver Berede wieder zu gewinnen.

In der Zeit bis zum 2. Februar haben die österreichisch-ungarischen Truppen, die von deutscher Artillerie aus bester unterstützt werden, den Berebes-, den Beskid- und den Coronja-Paß wieder genommen. Meist wurde bei Nacht durch den brusttiefen Schnee geführt.

Ein besonderes Blatt in der Geschichte der Karpathenkämpfe gebürt dem Jaworniki welski auf dem es im Laufe des Winters zweimal nervenzerreißend aufregend zugegangen ist. Als die Unseren vom 10. November bis zum 11. Dezember die Pässe hielten, versuchte ein kühner russischer Stabshauptmann auf diesem flachen Höhenrücken einen Durchbruchversuch, der ihm auch auf ein Paar geflüngen wäre. Wäre es ihm damals geglückt, hier in unsere Front ein Loch zu reißen, so hätten die Russen ihren Weitermarsch — aber denken wir es lieber gar nicht aus.

Erzellenz Hofmann konnte den Russen nichts anderes entgegenstellen als zwei Eisenbahnkompagnien, die unter dem Kommando der Hauptleute Barabas und Kossowicz Stellungen auf einem gegenüberliegenden Rücken bezogen und so 50 bis 100 Schritte von den Russen entfernt, den Feind volle 36 Stunden lang aufhielten. Der russische Stabshauptmann telephonierte inzwischen — wie er später in der Gefangenschaft erzählte — ununterbrochen zu seinem Kommando nach Dporzec hinunter um Verstärkung. Zum Glück blieb sie aus. Aber auch Erzellenz Hofmann mußte unbedingt Unterstützung für die heldenhaltigen Eisenbahner beschaffen, sonst war die Katastrophe unaufhaltbar. Und Erzellenz Hofmann hatte weit und breit keinen Mann mehr, den er hätte einholen können. Es kam ihm aber ein rettender Gedanke und dieser sowie die Art, wie er durchgeführt wurde, ist vielleicht das unerhörteste Beispiel dafür, von welchen Witzigkeiten oft der Gang der Weltgeschichte abhängt.

Der Ruhestandsleutnant Koschazki war am Tage vorher mit einem Bataillon von Bandsturmännern der ältesten Jahrgänge zur Durchführung irgendeiner Aktion von Wolocz über Jugo und Füllspfalva nach Kelecieny dirigiert worden, ein Gebirgsweg von ungefähr zwanzig Kilometern. Koschazki erhielt nun Befehl, zurückzukehren, machte am Abend, ohne gefaßt zu haben, lehrte, kletterte mit seinen alten Beuten wieder zwei und zwanzig Stunden lang durch den tiefen Schnee der Berge zurück auf den Jaworniki — ein Weg, der ungefähr doppelt so lang ist, wie sein Hinweg war —, stieß am Abend noch rechtzeitig in den Rücken des russischen Stabshauptmannes und nahm ihn samt 500 Mann gefangen. Koschazki wurde Oberleutnant und Ritter des Ordens der Eisernen Krone. Wäre er nicht zurecht gekommen — aber, wie gesagt, denken wir nicht daran.

Zwei Monate später nun bei dem gemeinsam mit den Deutschen unternommenen Vormarsch ging es auf dem Jaworniki wieder recht dramatisch zu. Eine unserer 305 Zentimeter-Mörserbatterien sandte nämlich 35 Schüsse hinauf. Das Resultat war, daß sämtliche Eöhne russischer Mütter, die dort gekämpft hatten, in Fetzen gerissen, in den Ästen der Bäume hingen. Daran ist nichts übertrieben. Es gibt Photographien dieses grauenhaften Anblickes. Die Leichenteile wurden dann in die Schußrichter der Granateneinschläge gelegt und die Löcher wieder mit Erde zugesüttet. — Ein Berliner Schriftsteller hat vor einiger Zeit einen Artikel geschrieben: „Die Schönheit des Krieges“ . . .

Exzellenz Hofmann hatte sich in dieser Zeit mit seinem Stabe zwei Tage lang mitten in der Gefechtsfront etabliert.

In allen diesen Kämpfen hat sich, wie ich schon erwähnte, eine k. u. k. Brigade ruhmvoll hervorgetan. Ihr Kommandant war damals Generalmajor Drda, der seinerzeit in Strij Regimentsskommandant gewesen war. Seine Soldaten liebten ihn so sehr, daß sie sich mit Fadeln rechts und links vom Geleise aufstellten als Oberst Drda in Pension ging und abreiste. Zu Kriegsbeginn wurde der Oberst als General reaktiviert. Er machte alle Strapazen des Winterfeldzuges mit. Als sich der Winter seinem Ende zuneigte, fühlte der General, daß seine Körperkraft aufgebraucht sei. Er verabschiedete sich von der Brigade mit den Worten: „Kinder! Ich will nicht so lange bei Euch bleiben, bis ich vor Eurer Front zusammenbreche.“ Offiziere und Mannschaften erzählen auch heute noch von ihm, wahrhaft wie von einem Vater.

Im Bereiche des Korps Hofmann steht auf einem der exponiertesten Posten eine Infanterie-Truppendivision unter dem Kommando des Generalmajors Fleischmann v. Theisruß. Als Ende Januar die Offensive im Opörtal wieder aufgenommen wurde, kam es auch zu blutigen Kämpfen im Raume um Slawsko. Es gelang den Russen ihre Stellungen auf den Höhenrücken der Tartarowka Krewa und Matowka abzunehmen, und der Feind bemühte sich seither immer wieder, besonders der Tartarowka (Kote 1151) habhaft zu werden. Die Truppen konnten insbesondere im Winter auf der unwirtlichen Höhe nur schwer verpflegt werden, weil der Schnee es kaum zuließ und weil ein Herankommen an die Stellungen des nahen Feindes wegen überhaupt nur in der Nacht möglich war. Unter bittersten Entbehrungen lebte auch hier die Mannschaft in ganz primitiven Unterkünften.

Mit einem ganz insamen, aber schon wiederholt durchgeführten Trick versuchten es die Russen, in der Nacht vom 22 auf den 23. Februar, sich dieses Bollwerkes zu bemächtigen. Scharen von ihnen kamen an die österreichisch-ungarischen Stellungen heran, hoben die Hände hoch und gebärdeten sich überhaupt so, als wollten sie sich ergeben. Raum aber trat unsere Mannschaft aus den Deckungen hervor, um die Ueberläufer festzunehmen, da zogen die Russen verborgen gehaltene Drahtschereen hervor, durchschnitten die Drähte der Hindernisse und schon folgten ihnen auch andere Russen nach. Es entstand ein wütendes Kämpfen um den Besitz der Höhe und die Unseren begannen schon, erschöpft von den wochenlangen Strapazen, zu wanken. Da kam ihnen, gerade noch zur rechten Zeit, ein Bataillon Honveds zu Hilfe. Ein Gemetzel, ein Handgemenge mit Bajonett und Kolben ging an, aus unmittelbarer Nähe warfen die Gegner Handgranaten aufeinander. Schließlich wurden die wenigen Russen, die noch am Leben waren, wieder aus dem Graben hinausgeworfen. Der Kampf um die Höhe ging aber noch zwei Tage lang weiter, endete mit der endgültigen Besitznahme der Höhe durch die Unseren und damit, daß sie fünfshundert Russen gefangennahmen und zwei Maschinengewehre erbeuteten. Zahllose Leichen lagen vor den Schützengräben, um die gekämpft worden war. Die Toten, die man der Nähe des Feindes wegen nicht begraben konnte, verschwanden allmählich unter dem sich immer höher türmenden Schnee. Nun, da der Schnee schmilzt, kommen sie wieder zum Vorschein.

Die Höhe wird trotz aller Angriffsversuche des Feindes gehalten, ebenso wie die ganze übrige Front, die unsere Truppen seit Beginn des neuerlichen Vormarsches einnehmen. Gerade in den letzten Tagen ist ja das Korps Hofmann an verschiedenen Punkten seiner Gebirgsfront wieder vorgerückt.

Liebesgaben für die Truppen des Korps Hofmann.

Eine Verkettung an sich unwesentlicher Zufälle hat es mit sich gebracht, daß über die Taten des Korps Hofmann bisher fast nichts in die Öffentlichkeit drang. Dies ist ein geringer Versuch, einiges davon zu berichten. Er ist gelungen, wenn er einen Begriff davon zu geben vermochte, wie diese Männer gekämpft und gelitten haben. Weil man aber von diesen Truppen im Hinterlande nur wenig wußte, weil bekannte Regimenter in ihren Reihen nicht kämpften, sondern fast durchweg Landsturmformationen, sind gerade diese Soldaten, denen das ganze Reich so uniangbar viel zu danken hat, bei der Beteiligung mit Liebesgaben zu kurz gekommen.

Darum sei die Bitte gestattet, das Versäumte nun nachzuholen.

Die Liebesgaben können am besten „An das Kommando des Korps Hofmann, k. u. k. Feldpostamt 17“ adressiert werden.

Die Untergang der „Lusitania“.

r. Berlin, 8. Mai. Die Nachricht, daß der Riesendampfer „Lusitania“ torpediert worden ist, hat hier umsomehr Genugtuung hervorgerufen, als feststeht, daß der englische Ozeanriese mit Waffen und Munition beladen war.

A. B. Berlin, 8. Mai. (Wolffbureau.) Der Cunard-Dampfer „Lusitania“ ist einer Reutermeldung zufolge gestern durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden. Die „Lusitania“ war selbstverständlich, wie die neuesten englischen Handelsdampfer mit Geschützen armiert. Außerdem hatte sie, wie hier einwandfrei bekannt ist, eine ziemlich große Menge Munition und Kriegsgerät unter ihrer Ladung. Ihre Eigentümer waren sich daher bewußt, welcher Gefahr sich ihre Passagiere aussetzen; sie allein tragen die volle Verantwortung für das, was geschehen mußte. Deutscherseits ist nichts unternommen worden, um wiederholt und eindringlich zu warnen. Der kaiserliche Botschafter in Washington machte noch am 1. d. in einer öffentlichen Bekanntmachung auf diese Gefahren aufmerksam. Die englische Presse verspottete damals diese Warnung unter Hinweis auf den Schutz, den die bri-

tische Flotte dem transatlantischen Verkehr sichere.

A. B. London, 8. Mai. (Reutermeldung.) Der Journalist Cowper aus Toronto, ein Überlebender der „Lusitania“, der in Queenstown über den Untergang des Dampfers befragt wurde, erklärte: Als sich der Dampfer Irland näherte, wurde scharfer Auslug gehalten. Ich sprach gerade mit einem Freunde, als ungefähr um 2 Uhr in einer Entfernung von 1000 Yards die Kommandobrücke eines Unterseebootes sichtbar wurde. Gleich darauf konnte man die weiße Schaumlinie eines Torpedos sehen. Die „Lusitania“ wurde am Borderschiff getroffen. Es erfolgte eine laute Explosion. Teile des ausgerissenen Schiffskörpers flogen in die Luft. Bald darauf traf ein zweiter Torpedo das Schiff, das sich nach Steuerbord zu neigen begann. Die Besatzung ging sofort daran, die Passagiere in die Boote zu bringen. Alles spielte sich in Ordnung ab. Ein sechsfähriges Mädchen hat mich, es zu retten. Ich brachte es in ein Boot, besüßte aber, daß die Eltern ungelassen sind. Ich selbst bestieg das letzte Boot. Einige Boote konnten infolge des Überneigens des Schiffes nicht niedergelassen werden und mußten, als das Schiff sank, abgeschnitten werden.

In der 2. Klasse befanden sich viele Frauen; ferner befanden sich ungefähr 40 Kinder im Alter von weniger als 1 Jahr an Bord. Obwohl die genaueren Zahlen nicht festzustellen sind, ist es bereits sicher, daß weniger als 600 Personen gerettet wurden. Wie verlautet, erkrank auch der amerikanische Milliardär Vanderbilt. Die Überlebenden erklären, daß viele Passagiere durch die Torpedos getötet oder verwundet wurden. Auf dem Schiffe befanden sich 188 Amerikaner, 956 britische Untertanen und 109 Personen anderer Nationalität. Das Pressbureau meldet, daß insgesamt 658 Personen gerettet und 45 Leichen gelandet wurden. Auf dem Dampfer befanden sich 2160 Personen. — Nichtamtlich wird mitgeteilt, daß in Queenstown noch 22 Überlebende gestorben sind. Von den Offizieren wurde nur Kapitän Turner gerettet. Nach einer weiteren Meldung des Pressbureaus sind nur wenige Passagiere 1. Klasse gerettet worden. Man glaubt, daß die Passagiere dachten, das Schiff bleibe flott, doch sank das Schiff in 15 bis 20 Minuten. Die Ankunft dreier Fischdampfer, die hundert Leichen an Bord haben sollen, wurde signalisiert. Unter den Passagieren 2. Klasse befanden sich drei Holländer.

Die Kämpfe am Ujzoler Paß.

Auf dem Gipfel der Stinslahöhe.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Hugo Schulz.)

— 3. Mat.

Am 22. April gab es frühe Tagwache, denn es galt, einen Gipfel am hohen Bergmassiv des Kinzig-Bukowe zu ersteigen, dessen Grate die oberste Talstufe noch um 700 Meter überragen. Der Schlachtenbummel ist nicht immer bequem, zumal in den Karpathen mengt sich oft ein bißchen lungenweitende Touristik hinein. Keine angenehme und erfreuliche, denn je großartiger sich der Formenreichtum dieser Bergwelt entfaltet, je verführerischer die vielgestaltige Pracht der Naturbilder lacht und lockt, desto schmerzlichere Weir trifft das Empfinden, so oft es der grausigen Wirklichkeit gewahr wird, die mit satanischem Hohn in den Bergfrieden der Schöpfung den Gebirgskrieg der Menschheit hineingefügt hat. Die Dämonie dieses Kontrastes macht hier alles, was sonst durch die empfangende Sonne tief in die Seele greift, zum wesenlosen Scheine, der uns störend von der Hauptfache ablenkt. Wenn ringsum die Geschütze dröhnen, dann versinkt aller Wald und aller Höhenzauber, Fichten und Buchen verwandeln sich in lästige Hindernisse oder in maskierende Berstecke, die Gipfel sind nur noch als Höhenkoten interessant, achtlos tritt der Fuß auf die Primel und auf den Seidelbast. Am 22. April aber dröhnten die Geschütze schon am frühen Morgen und so ausgiebig wie schon lange nicht. Der Kanonendonner begleitete unseren Aufstieg, in der Tonstärke allmählich vom zartesten Pianissimo bis zum wilden Presto eines Höllekonzerts anschwellend, und wenn die Ausfeuerlagen einsetzten, war es, wie wenn er uns einen Wirbel auf das Trommelfell paukte. Besonders auf dem rechten Flügel der Stellung unserer Truppen mußte der Artilleriekampf heftig toben, aber auch von links schlugen zeitweilig dumpfe Schälle an unser Ohr. Und daß es auch dort, wohin wir strebten, bitter-ernst zugehe, wurde ich nur allzubald gewahr. **Berwundete** wurden den Berghang herabgetragen, die Männer, die sie trugen, keuchten unter der schweren Last und stellten die Waßre zeitweilig zu Boden, um Atem zu schöpfen. Einer der Armen, die da lagen, hatte den Kopf durchschossen, aber er lebte und war bei Bewußtsein. Einem anderen, der vor Schmerz wild aufstöhnte, hatte ein feindliches Dumdumgeschloß den Oberschenkel zerfehrt. **Bärtige** Landsturmmänner in der Uniform von Honvedhusaren trugen indes schwere Lasten, aus Brettern, Balken und unbehauenen Baumstämmen bestehend, bergan. Sie kamen an den Verwundeten vorüber und warfen kaum einen Blick auf sie, so abgestumpft sind sie gegen den häufigen Anblick. Schwizend und fluchend zogen sie ihres Weges, gefolgt von einigen schwerbepackten Tragtieren, die ein bosnischer Maultier-treiber mit Geschrei und Peitschenhieben zu lebhafterer Gangart anstachelte. Es herrschte überhaupt lebhafter Verkehr den Berg hinauf und hinunter, der sich in der Nähe des Gipfels noch verdichtete. Soldaten arbeiteten dort mit Spighau und Schaufel, bahnten Kolonnenwege durch den Wald und noch weiter oben schnitten sie tiefe Gassen in das Schneefeld. Andere schleppten große Knäuel von Stacheldraht herbei, um ihn auf die schon bereitstehenden Gestelle aus Baumstäben aufzuspulen. Eine Kastelblinderarbeit, deren Endprodukt ein fertiger spanischer Reiter ist, den man dann nachts vor die Schützengräben hinaus-trägt, um ihn in den Boden zu rammen. Das ganze emsige Getriebe hätte schier ein friedliches Gepräge gehabt, wenn das feindliche Feuer nicht so verdammt nahe gewesen wäre. Daraus schienen sich aber diese im Feuer gehärteten Höllemenschen nicht das mindeste zu machen; sie blickten, wenn der Kanonendonner auch noch so sehr erdröhnte, nicht einmal von der Arbeit auf.

Nur wenige Meter unter dem Gipfel gerieten wir in die Reservestellung des Litanerregiments, das, hoch oben über alle Firne und Grate des ganzen Kinzig-Bukowe-Massivs verstreut, seine Schwarzlinie entwickelt und seine Schützengräben gebaut hatte. Ein ganzes Dorf von Erdhütten und Bretterverschlägen, ein ärmliches, aber unter den gegebenen Verhältnissen ganz wohllich eingerichtete Kroatendörfel. Das unter der Glut der Sonnenstrahlen allmählich abschmelzende Schneefeld bricht dort jäh ab und eine im Frühlingsgrün prangende, völlig schneefreie Wiese leitet steil zu dem spizen, schmalen Gipfel, der aus dem Grat hervorwächst und den Namen Stinslahöhe führt, empor. Auf dieser Wiesenhalbe wimmelte es von feldgrauen Männern, so daß sie wie die Umgebung eines Ameisenhaufens aussah. Während tiefer unten die Schlacht noch tobte, war hier oben Kampfpause und die bleberet Kroaten benützten diese Gelegenheit, um die Wohlthat der Wärme und Leben spendenden Frühlingssonne zu genießen. In malerischen Gruppen lagen sie herum, mancher von den bärtigen Kriegern hatte sich seiner Oberkleider entledigt und bot seinen nackten Rumpf dem Lichte der Sonne dar. Zweck dieser Übung war allerdings weniger das Sonnenbad, dessen hygienische Bedeutung unseren Litauern noch verschleierte sein dürfte, es war vielmehr eine taktische Maßnahme im Kampfe gegen die Räuse.

Eine hochaufgerichtete Gestalt ging uns entgegen, ein älterer Mann von martialischem Aussehen, mit einem richtigen Hindenburg-Gesicht. Dieser streng dreinblickende Alte vom Berge ist der Kommandant auf diesen Höhen, Oberst **Polorny**. Das Strenge und Starre seiner kriegerischen Miene löste sich sofort, nachdem er uns freundlichen Gruß geboten hatte, und der rauhe Bergeshäupling, den man auf den ersten Blick für einen alten montenegrinischen Sippenchef hätte halten mögen, entpuppte sich im Laufe des Gesprächs als ein echter Wiener, dessen gemäßigter Lebensauffassung auch die düsteren Erfahrungen des Krieges nichts hatten anhaben können und dessen Humor auch hoch oben in felsiger Dede noch blühte. Er spielte den freundlichen Hausherrn in seiner Trugburg und führte uns zunächst zum schmalen Gipfel der Stinslahöhe empor über eine Holzstuppe, eine Art Jakobleiter, die seine Soldaten angelegt hatten. Einige Offiziere kamen uns entgegen und ein zottiger Wächterhund, der stolz die Narbe einer Schußverletzung trägt, belferte uns an.

Auf dem Gipfel befindet sich ein ganz schmaler, spitzerförmiger mit Brettern und Bohlen eingedeckter Schützengraben, an dessen Vertiefung noch gearbeitet wird. Er ist mit Brettern eingedeckt und die Schießlöcher

sind flach gerundet, so daß sie aussehen wie geschlitzte Mongolenaugen. Durch diese Schlitzlöcher konnte man aber die feindlichen Stellungen bei Benjoma sehr deutlich wahrnehmen und zur Gewehrauslage boten sie auch genügend Raum. Freilich auch Raum für durchschweifende feindliche Geschosse, und deswegen mußten die Soldaten ihre Arbeit in tiefgebückter Haltung verrichten. Während die Gewehre feuerbereit in der Scharte lagen, ließen die Schützen ihre Spighauen auf das steinige Erdreich klirren, indem sie dabei ihren Rumpf in tagbuchender Krümmung tief vornüber neigten. Allerdings geschah das nur, solange vorgesezte in der Nähe weilten. Waren sie außer Sicht, so steifte sich das Rückgrat sofort wieder, denn der an Tod und Gefahr wie an das tägliche Brot gewohnte Krieger nimmt nicht mehr unwillkürlich jene unbequemen Stellungen ein, die ihn vor feindlichen Geschossen sichern, sondern empfindet die ewige Wiederholung des Befehls, besser auf die Deckung zu achten, am Ende sogar als pedantischen Drill. Ueber die Grate unterhalb der Gipfelpyramide zogen sich aneinandergerichtet die Feuerstellungen des Regiments. Links hinüber entlang einem Schnee-

MOESTER POK.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 128.

TAG: 9. 5. 1915/10

Bouziers, die Stadt der roten Weiden.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Roester.)

Großes Hauptquartier, 28. April.

Bouziers liegt in der Champagne. Die Champagne besteht nicht nur aus Weinbergen. In der östlichen Champagne, wo Bouziers liegt, wächst überhaupt kein Wein. Dieser Teil der Champagne heißt die „Lause-Champagne“. Auch die Franzosen nennen ihn so. Er soll arm, unfruchtbar, rauh und häßlich sein. Aber das ist eine Legende — wie so manches Sprichwort. Schon Goethe, als er 1792 aus dem Argonner Walde heraus in diese gefürchtete Gegend kam, wunderte sich, wie „wenig übel es hier aussah“.

Wie viel Soldaten, die heute zwischen dem Argonner Walde und Bouziers lagern, wissen übrigens, daß Goethe im Heeresgefolge seines Herzogs hier einst dieselben Straßen durchzogen hat wie sie? Daß Varennes, Apremont, Grandpré, daß der Lauf der Aisne, daß Challerange und Massiges von ihm in seinem Kriegstagebuch: „Die Kampagne 1792“ ausführlich beschrieben worden sind? Goethe begleitete damals das deutsch-österreichische Heer, das von Luxemburg über Longwy gegen Verdun vorrückte, diese „Festung“ nach eintägigem Bombardement einnahm und dann, den Argonner Wald nordwärts umgehend, über Challerange in die Champagne einfiel. Auf der Straße von Cernay über Massiges nach Süden hat Goethe, nicht allzu weit von der heute so heftig umstrittenen Höhe 196, die Linie unserer jetzigen Schützengräben überschritten. Damals hatten die Franzosen unter Dumouriez sich an den Westhängen des Argonner Waldes vor Saint-Menehould festgesetzt. Balm, dessen Kanonade Goethe so lebendig beschreibt, liegt am Fuße des Argonner Waldes, einige Meilen westlich von Saint-Menehould. Jener Feldzug endete bekanntlich sehr kläglich, indem das Heer der Verbündeten, ohne überhaupt etwas erreicht zu haben, auf demselben Wege umkehrte und nördlich von Verdun die Maas überschreitend nach ziemlichen Verlusten wieder über Luxemburg heinzog. Goethes Reisebericht aber gehört noch heute, und gerade wieder heute, zu den anziehendsten Kulturmalereien, die wir aus dem achtzehnten Jahrhundert haben. Neben überraschenden psychologischen Analogien vom jetzigen Kriege finden wir freilich der Hauptsache nach kriegerische Bilder, die uns heute ein Lächeln entlocken. Der ganze „Feldzug“ ist ein friedlicher Spaziergang gegenüber dem, was heute ein einziges unserer zahlreichen Armeekorps leistet.

Von dieser östlichen Champagne ist Bouziers die Hauptstadt. Sie ist heute wichtig als einzige größere Stadt im Rücken unserer Champagnertruppen, dieser Truppen, die im Februar und März wochenlang unter ungünstigsten Zahlenverhältnissen den französischen Ansturm aus dem Lager von Chalons her abgewehrt haben. An der Eisenbahn von Reims und Rethel nach unseren Argonnertruppen liegend, waren Challerange und Bouziers diejenigen Orte, die sich der französische Durchbruchversuch vom Februar-März als nächste Ziele gesetzt hatte. Wer vom mittleren Maastale her längs des Ardennenkanals in die Champagne einkehrt, stößt unweit Attigny in das breite Tal der Aisne (Attigny war im achten Jahrhundert eine Residentur Karls des Großen und der Schauplatz von Wittikinds Unterwerfung). Und schon hier wird der Blick gefangen durch die unaufsehbaren Felder roter Weiden, die das Tal der Aisne bedecken. Es ist kein kraßes Rot, sondern ein Rot, das zwischen Grün und Bräunlich hin und her schillert. Und

die Weiden sind keine ausgewachsenen Bäume, sondern höchstens mannshohe Büsche mit dünnen, gleichmäßigen Gerten. Von Attigny abwärts bis vor die Tore von Reims und flussaufwärts bis Bouziers wird die sonst so triste Landschaft lebendig gemacht durch diese roten Felder; wenn die Mittagssonne auf ihnen liegt — ein unvergeßlicher Anblick.

Diese Weiden sind aber zugleich eine der wichtigsten ökonomischen Quellen dieses sonst nicht überreichen Landes. Die Ostchampsagne fertigt für einen großen Teil Frankreichs die Körbe an. Alle jene Weidengeflechtwaren, die von Hausieren und hochbepackten Verkaufswagen in Frankreich über Land angeboten werden, stammen zum größten Teil aus der Champagne. Dazu kommen die besonders feinen und biegsamen Weidenzweige, die der französische Winzer zum Aufbinden seiner Rebstöcke gebraucht. Sie stammen ebenso aus der Champagne wie die Zweige, mit denen der belgische Gartenbauer sein berühmtes Spalierobst hochbindet. Mittelpunkt dieser Industrie der Korbflechtwaren ist wiederum Bouziers.

Dieser seltsame Reiz beim Betreten gänzlich unbekannter, weitab vom großen Touristenweg liegender Städte ist jedesmal neu. Wer von uns kennt Bouziers? Wer wäre je hiehergekommen? Und nun liegt in dieser kleinen schmuddeligen Champagnestadt plötzlich für eine ganze Reihe deutscher Staatsbürger eine ganze Reihe unvergeßlicher Erinnerungen. Diese Stadt und ihre Straßen, der Kanal und die Wiesen ringsum, die ungemütlichen Kneipen werden in Tausenden von Erzählungen nach dem Kriege laut werden — in Bayern und Pommern und in Köln. Und auch wer nur einen sonnigen Frühlingstag hier verleben mußte, wird Bouziers und seine roten Weiden nicht vergessen.

Die Stadt hat sich zuerst einen Namen gemacht durch die Soldatenzeitung, die in ihr erscheint, den „Landsturm“, in dessen Auszug täglich die funktentelegraphisch übermittelten neuesten Kriegs- und Heimatsdepeschen bekanntgegeben werden. Das war eigentlich auch alles von Bouziers, was ich selber wußte, bis mich gleich hinter dem Bahnhofgebäude ein Denkmal darauf aufmerksam machte, daß hier der geistvolle Kulturhistoriker Hippolyte Taine geboren war, der Begründer der sogenannten Milieutheorie in der Geschichtswissenschaft. Außer den Verpflegungsbaracken des Roten Kreuzes aus Köln sind hier ein paar Wasch- und Badeanstalten für die Soldaten errichtet, besonders für diejenigen, die aus der Champagnefront kommen, wo der Dreck und das Ungeziefer schließlich nicht reiner und nicht weniger zahlreich sind als anderswo. An Baderestauranten leisten unsere Heeresverwaltungen überhaupt Glanzendes. Von einer Baderestaurant im Schützengraben habe ich früher schon einmal erzählt. Auf unserer letzten Tour nach Neuwe-

Chapelle habe ich eine große Zuderfabrik gesehen, deren drei Bottiche in geradezu genialer Weise zu Badewannen größten Stils mit Warmwasserzufuhr eingerichtet waren. Ein jeder dieser Bottiche faßte 102 Kubikmeter und dreißig Männer konnten gleichzeitig in ihm baden.

Bouziers hat im Frieden mehr als dreitausend Einwohner. Heute zählt es ungefähr ein Zehntel: dreihundert. So sind die Straßen von Einheimischen fast leer und die ganze Stadt ist ein Kriegslager geworden. In den verlassenen Wirtschaftshäusern wird unter deutscher Leitung von deutschen Soldaten bedient. Ab und zu sieht man im Hofe eines Hauses eine Frau waschen oder Eßgeschirr reinigen. Sonst nur unsere grauen Krieger, unsere Lastautos mit Heu und Brot, unsere Kolonnenwagen, die vor dem Proviantamt stehen. Auf dem Marktplatz, der klein und schmutzig in der Sonne liegt, stehen neben der Wache ein paar Stadtpolizisten, Soldaten mit schwarz-weiß-roten Binden. In einem leeren Laden hat sich ein Photograph niedergelassen und verkauft Genreaufnahmen aus den Champagnekämpfen, Photographien der hiesigen Armeeführer. Denn die meisten der Truppen, die augenblicklich hier liegen, sind solche, die von den Strapazen der Winter Schlacht ausruhen. . . Mein Quartier schlage ich bei einem Sattler des Ortes auf, der mich mit seiner Frau sehr freundlich empfängt. Er freut sich, die Flucht der Mehrheit seiner Landsleute nicht mitgemacht zu haben, die heute in Reims den deutschen Granaten mehr ausgesetzt sind als er den Französischen in Bouziers. Zwar ist an Arbeit für ihn nicht zu denken — all seine Lederbestände sind beschlagnahmt. Aber mehr als essen will er nicht. Und so sitzen die beiden alten Leute mit mir vor der Tür in der Sonne und erzählen, während draußen die einzelnen Bataillone von der Felddienstübung zurückkehren. Denn auch in den Wochen des Ausruhens hinter der Front wird nicht etwa gesaulenzt.

Ich erfahre von den Leuten, daß die Weidenflechter in allen ökonomischen Spielarten arbeiten: als Heimarbeiter, die sich ihr Material vom Verleger holen, als Besitzer gewisser Uferweiden, die eigenes Material verarbeiten, als Selbstverkäufer ihrer eigenen Produkte, als Lieferanten für irgend eine Handelsfirma in Chalons, Reims oder auch in Bouziers selbst. Und während sie mir von diesen Flechterfamilien erzählen, wo Vater und Mutter und alle Kinder mitarbeiten, schweifen meine Erinnerungen hinüber zu den Weidenflechtern in der Rhön, am Main, im Speßart.

Am anderen Vormittag kam ich an der kleinen Stadtkirche von Bouziers vorbei. Ich hatte das Massengrab im Friedhof besucht, die französische Kürassierkaserne mit dem Denkmal der 1870 bei Reichshofen Gefallenen, ein Feldlazarett, das einer unserer tüchtigsten deutschen Chirurgen leitet. Ich war in den verfallenen Gärten herumgeklettert, die hinter den Häusern der Hauptstraße hinab an die träge dahinfließende Aisne stoßen. Vor der Kirche luden Pioniere Holzbauten ab. Ich dachte, die Kirche ist vielleicht geschlossen. Aber trotzdem drückte ich auf den Griff der dünnen Holztür. In der kleinen Kirche knieten zwei Soldaten mit dem Rosenkranz, ganz staubig von dem weißen Staub der Champagne, in voller Ausrüstung. Aus dem Chor hörte ich Kinderstimmen. Ich ging leise hinzu und sah, hinter einer Säule verborgen, einen jungen schwarzhaarigen Mönch elf Kinder unterrichten — den Rest und die Zukunft von Bouziers.

Der Franktireurkrieg in Belgien.

Eine Entgegnung

von

Herbert Eulenberg.

Im September des vorigen Jahres erschien in der „Köln. Ztg.“ ein offener Brief von mir an Romain Rolland. Als Antwort auf seine heftigen Anwürfe gegen unsere Truppen und Heerführer. Inzwischen hat er leider diese Beleidigungen noch so weit ins Maßlose gesteigert, daß vorderhand nicht mehr mit ihm zu rechten ist. Meine damaligen Ausführungen, die nur eine Abwehr von Verleumdungen waren, haben mir manches böse, feindliche Wort eingetragen. Auch Professor Dr. Emil Wagweiler, der Direktor des Solvay-Instituts an der Universität Brüssel und Mitglied der Königlich Belgischen Akademie, hat sich darüber erzürnt und tut mich in seinem Buche: „Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?“ als einen durch mein einseitiges Rationalgefühl völlig verirrten Denker ab. Nun hab' ich nicht die mindeste Lust, diese Schar der durch ihren Patriotismus im ruhigen vorurteilslosen Denken gestörten Geister zu vermehren. Wir sehen mit Schauern, was dieser fürchterliche Krieg in den französischen Köpfen, die wegen ihrer Klarheit berühmt waren, für Verwirrung angerichtet hat. Sehen es an vielen uns liebgegewesenen Künstlern und Denkern drüben, die nicht müde werden, das Gassenwort „Boches“ auf jede nur mögliche geschmacklose Weise zu variieren und unser Volk in den Kot zu ziehen. Ich weiß mich so völlig frei von jedem übertriebenen Hurra-Patriotismus, wie wir den Chauvinismus bei uns gut benennen, daß ich auf den Vorwurf gegen meine Person nicht mit einem Satz einzugehen brauche. Zur Sache ist dieses zu sagen: Den Franktireurkrieg Belgiens abzuleugnen, wie dies Professor Wagweiler am liebsten täte, geht nicht an. Es würde der Geschichte widersprechen, die diesen erbitterten Kleinkampf zu Beginn und an der Spitze des riesenhaften Völkerringens, das wir erleben, zu erzählen haben wird. Daß in Belgien im Anfang des Krieges an verschiedenen Orten von belgischen Zivilisten auf deutsche Soldaten geschossen worden ist, ist nicht wegzuleugnen. Denn den verneinenden Aussagen drüben stehen ebensoviele und noch mehr Bekundungen von Augenzeugen auf unserer Seite entgegen. Die Tatsachen, die mir im September dort an Ort und Stelle von Mitgliedern unseres Heeres mitgeteilt wurden, sind indes durch Feststellungen und eidliche Bekundungen zu Beweisen erhoben worden. Zu Beweisen, die sicherlich, wenn es die Ehre unserer Truppen erheischen sollte, der Deffenlichkeit übergeben werden könnten. Aber selbst wenn man all diesen Erklärungen der Lebenden, die in Parteilichkeit verstrickt sind, keinen Glauben schenken möchte, die Toten, die auf beiden Seiten bei dieser Art Kriegführung gefallen sind, sprechen eine so unwiderlegliche Sprache, daß wir über die Tatsache nicht miteinander mehr zu disputieren brauchen.

Kämen wir also zur Schuldfrage. Und die wollen wir, ohne uns an einzelne Fälle zu verlieren, die uns doch nur gegenseitig wieder böses Blut machen würden, im allgemeinen betrachten. Wie es Denkern geziemt. Wir Deutsche waren dem Kriege und seinen Schrecken durch einen fast ein halbes Jahrhundert währenden Frieden entwöhnt. Darum mögen wir die ersten Eindrücke des Franktireurkampfes, der uns drüben gleich über der belgischen Grenze empfing, vielleicht zu stark empfunden und zu schwer ge-

nommen haben. Heute, wo wir ruhiger über diese blutige Duerüre des Krieges denken und das erste Entsetzen abgestreift haben, können wir mit mehr Fassung und weniger Entrüstung über diesen häßlichen Kleinkampf in Belgien urteilen, der sich, das sehen wir an dem augenblicklichen friedlichen Zusammenleben der deutschen Besatzungstruppen mit der Einwohnerschaft, hätte völlig vermeiden lassen. Die erbitterte Verachtung, die wir den Freischärlern Belgiens entgegenbrachten, ist einem menschlichen Verständnis für einen Teil dieser irregeleiteten Leute gewichen. Bismarck hat bei dem Anlaß der französischen Franktireurbewegung von 1870 das Wort geprägt, das wir wieder in Umlauf bringen wollen: „Gut ab vor dem Franktireur bis an den Galgen! Aber hängen muß er!“ So sehr der Franktireurkrieg vom Standpunkt des geregelten Militärs zu verwerfen ist, so sehr ist er menschlich begreiflich, ja stellenweise verzeihlich zu finden. Freilich gibt es auch im Franktireurkampf noch zwei Formen, eine vornehme und eine niederträchtige. Wer sich offen vor sein Haus und Heim mit der Waffe hinstellt, weil sein Eigentumsinn oder seine Vaterlandsliebe nicht zuläßt, daß Fremde, daß Feinde davon Besitz ergreifen, das ist ein Gegner, den der Soldat trotz seiner Wildheit und Unbotmäßigkeit achten wird. Denn er setzt ehrlich sein Leben ein für seine Liebe zur angestammten Scholle und spricht: „Geh ihr mich als freien Herrn von meinem Grund und Boden verdrängen oder einschränken wollt, müßt ihr mich erst erschießen. Denn lebend lasse ich keinen mein Eigentum betreten!“ Wer in einem solchen offenen Kampfe fällt, den wird der Krieger achten, wie der Sohn des Achilleus bei Schiller den Hector feiert, ihn,

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größte Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel.

Etwas ganz anderes aber ist es um die Form des Franktireurkrieges, die leider in Belgien mehrfach — das traurigste Beispiel bietet Löwen dafür — betrieben worden ist. Sie geschieht auf die Weise, daß man den einrückenden Feind zunächst freundlich empfängt, um ihn dann, wenn man ihn in Sicherheit gewiegt hat, oder wenn man ihn, wie in Löwen, geschwächt glaubt, hinterdrein aus dem Hinterhalt zu überfallen und niederzumachen. Das heißt die Praktik der Kriegslisten hinter die Front tragen. Das ist eines vornehmen Volkes unwürdig. Und ich muß gegen diese schändliche Weise des Franktireurkrieges meinen Satz von damals, der Professor Wagweiler empört hat, voll aufrechterhalten: „Mit solchen Schakalen, von Flandern würde der berühmte Löwe von Flandern nichts zu tun haben wollen.“ Gewiß! Auch diese Leute haben teilweise, wenn es nicht wie in Löwen halbwüchsiges nichtsnutziges Gefindel war, das aus Brüssel gekommen war, um hier im Hintergrunde Krieg zu spielen, aus Vaterlandsliebe gehandelt. Aus jener irregeleiteten Vaterlandsliebe, die dem Schwächeren zuflüchtet sich mit Hinterlist gegen den Stärkeren zu bewaffnen, „mit Schlingen und Meuchelmord“, wie Dante sagt, der dieses Treiben bei seinen weltlichen Zeitgenossen aufs schärfste verdammt hat. Wer dieser heimlichen Stimme folgt und Tücke gegen Gewalt setzt, der soll sich freilich auch nicht wundern, noch beklagen, wenn die Gewalt ihn erdrückt und vernichtet, wo sie seiner habhaft wird. Hier ist der Punkt, wo ich mich bisher mit meinen belgischen Freunden — ich habe nämlich noch Freunde in Belgien, wie ein jeder von uns, und hoffe sie, trotz Professor Wagweiler, noch zu behalten — in der Unterhaltung nicht ertönen konnte. Ihr möget, habe ich stets ausgeführt, auch um diese eure Toten klagen, wie wir um die unserigen. Aber ihr dürft sie nicht zu reinen,

Przemysl.

Przemysl im Frieden. — Die Steirer in Przemysl.
Nach der Schlacht bei Grodel.

Ich war lange in Przemysl gelegen, das erstemal nach meiner Ausmusterung im Jahre 1890. Damals war die Stadt noch ein elendes Nest. Größtenteils ungepflastert, konnte man bei Regenwetter kaum die Fahrbahn passieren. Keine Bequemlichkeit, kein anständiges Kaffeehaus und in künstlerischer Beziehung keine Anregung. Der Bahnhof war recht armselig, wie die ganze Stadt nur durch Petroleumlampen erhellt. Die einzige elektrische Beleuchtung hatte die große Przemysler Mühle, noch heute das größte Unternehmen in dieser Stadt. Dem Bahnhof gegenüber standen einige kleine Häuschen. Heute sind dort Prachtbauten entstanden. Fremdenherbergen, sogenannte Hotels, gab's nur zwei. Es waren recht mindere, schmutzige Einbelegasthöfe. Die Hauptstraße, Franziskanergasse genannt, war die einzige, in der sich einige anständige Geschäfte, unter anderem zwei Delikatessenhandlungen, befanden. In der Verlängerung dieser Straße führte die Lembergerstraße, jetzt ulica Mickiewicza, gegen Lemberg. An ihr befanden sich außer der früher erwähnten Mühle nur einige unbedeutende Gebäude, meist Privathäuser. Bei der Mühle hörte die Stadt auf, denn dann folgten, von Wiesen unterbrochen, nur das Artilleriezeugdepot mit der Festungsartilleriekaserne und weit draußen die erst vor kurzem angelegten Baracken des Korpsartillerieregiments. Prinzregent Luitpold von Bayern Nr. 10 (das nachmalige Haubitzenregiment Nr. 10). Seit dem Jahre 1888 wurde die Festung als solche modern ausgebaut.

Mit dem Ausbau ging Hand in Hand die Ausgestaltung der Militärunterkünfte. Sie bestanden durchgehend aus permanenten Barackenlagern. Im Jahre 1890 waren außer dem neuen, jetzt muckergütlich fertiggestellten Garnisonsspital in Babylonform mit großer Dampfbadeanlage noch für die in Przemysl garnisonierenden vier Infanterieregimenter und in den Vororten für drei Artilleriedivisionen (später Divisionsartillerieregimenter) Barackenlager vorhanden. Die Festungsartillerie und Teile der Infanterie waren in den Forts und in der Nähe gebauten Barackenlagern untergebracht. Als im Jahre 1892 der Feldzeugmeister Galsgocz Korpskommandant wurde, begann für die Festung eine Zeitperiode emsiger Bautätigkeit. Hand in Hand mit dem Ausbau des Befestigungsgürtels blühte die Vergrößerung und Modernisierung der Stadt. Als ich im Jahre 1911 wieder nach Przemysl kam, war an Stelle des schmutzigen galizischen Nestes eine moderne Stadt entstanden. Für den Verkehr war nicht viel vorgesorgt, denn die lang geplante elektrische Straßenbahn war noch immer nicht zur Tatsache geworden und da es auch keinen Omnibusverkehr gab, mußte man sich noch immer der Droschken bedienen, was sich auch bis heute nicht geändert hat.

Vor Kriegsausbruch befanden sich in Przemysl außer Wagen nur fünf Privatautomobile, von denen nur zwei wirklich moderne Kraftwagen waren. Aber die Stadt hat sich sehr geändert. Die Straßen sind gepflastert oder mindestens mit Gahsteigen versehen, die größeren, wie die Mickiewiczgasse, mit Bäumen bepflanzt. Über den San fährt eine moderne Brücke zum neuerbauten Villenviertel am linken Sanufer, Sasanie genannt. Dort sind Paläste in großer Zahl entstanden; unter anderem zwei Gymnasien, eines davon in Sasanie, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Seminar, ein Mädchen-gymnasium, zwei Bürgerschulen, ein christliches und ein jüdisches Spital, eine ruffenische Knaben-erziehungsanstalt, zwei jüdische Tempel, zwei neue katholische Kirchen (außer dem schon früher bestehenden römisch-katholischen und dem griechisch-katholischen Dom), ein

Arbeiterheim in Sasanie, drei große Kinos, einige Bankgebäude und eine ganze Anzahl prächtiger Privathäuser mit modernster Einrichtung. Jetzt ist die Stadt elektrisch beleuchtet und in einzelnen Häusern ist eine eigene Wasserleitung eingeführt. Der große Marktplatz ist gepflastert und von Bäumen umgeben. Auf ihm wurden regelmäßig Platzmusiken abgehalten. Eine großartige Parkanlage entstand an den Abhängen des Schloßberges, der, im Süden der Stadt gelegen, einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und das Tal des San bietet. Schattige, wohlgepflegte Promenadenwege führen im Park nach allen Richtungen über Berg und Tal und lassen ganz vergessen, daß man sich in einer Festung befindet. Ein Restaurant auf der Höhe des Schloßberges, ein Spielplatz und ein Glashaus vervollständigen die Anlage des Parkes. In der Mitte des Spielplatzes befindet sich ein Musikpavillon, in dem im Sommer regelmäßig Konzerte der Regimentsmusiken abgehalten werden.

Przemysl hat derzeit drei große und einige kleinere Kaffeehäuser, in denen verschiedene Musikkapellen täglich abends konzertieren. Besonders erwähnenswert ist das Café „Stieber“ in der nächsten Nähe des Bahnhofes, der Versammlungsort des eleganten Publikums von Przemysl, das sich größtenteils aus Offizieren und Beamten zusammensetzt. Das Konzertleben konzentrierte sich im Offiziersheim der Garnison, im Offizierskafino, das, höchst elegant ausgestattet, in seinem Hauptsaal gegen 3000 Personen fassen kann. Hier war eine gut eingerichtete Bühne, auf der während der Wintermonate wöchentlich zwei oder drei Theatervorstellungen eines erstklassigen Ensembles auf Kosten der Garnison stattfanden. Zeitweise Gastvorstellungen berühmter Künstler, wie Burmeister, Kubelik, Hubermann, Ondricek usw. wechselten mit vortrefflichen Dilettantenvorstellungen der Offiziere und Konzerten der Militärkapellen ab.

Hier wurden auch glänzende Garnisonsbälle, Gesangsproduktionen und Vorträge berühmter Gelehrter abgehalten. Das Kunstleben kam in den letzten Jahren unter dem Protektorat und der Mitwirkung der Gattin des Kommandanten Frau Kummer von Falkenfels zu besonderer Blüte. Die Kirchenmusik, um die sich der jetzige Artilleriemajor von Schwozer, ein Grazer, besonders verdient gemacht hat, zeitigte unter seiner Leitung Ergebnisse, die weit über das Maß derartiger Aufführungen hervorragten. Da verging kein Festtag, an dem nicht Werke berühmter Meister für Orchester, Solfi oder andere Veranstaltungen in musterergültiger Weise zum Vortrag kamen.

Als nach Ausbruch des Krieges die Garnison der Festung gegen den Feind zog, mußten von auswärts Truppen herangezogen werden, um die Verteidigung zu übernehmen. Außer ungarischem Landsturm, waren es größtenteils Steirer, die zur Besetzung verwendet wurden. Da sah man häufig ganze Kompanien Gelber und Dunkelgrüner durch die Straßen marschieren. Es waren ehemalige Feldartilleristen, die in der Uniform der 27er und 47er zur Bedienung der vielen in den Straßen befindlichen Feldgeschütze herangezogen wurden. und mit diesen bei Ausfällen und auch später im Felde besondere Erfolge zu verzeichnen hatten. Viele von unseren Steirern mußten dort ihr Leben lassen, andere wieder kamen schwer verwundet in die Heimat zurück. Den späteren Berichten ist es vorbehalten, über die Heldentaten zu erzählen, die unsere braven Grazer vollbrachten, war es doch hauptsächlich ihrem mutigen Vorgehen zu verdanken, daß es den Russen nicht gelang, bei ihrem ersten Eindringen die Munitionsmagazine in die Luft zu sprengen, was nur dadurch verhindert wurde, daß einige beherzte Steirer mit Kolbenschlägen auf den Feind losgingen, einen Teil vernichteten, worauf die anderen Reißaus nahmen.

Als nach der Schlacht bei Grodet unsere Armee zurück mußte, da fiel es uns allen auf, die den Einzug der Truppen in Przemysl zu sehen Gelegenheit hatten, daß trotz der ungeheuren Strapazen, die sie ausstanden, die steirischen und kärntner Regimenter siegesgewiß und stolz dahermarschierten, während manch andere ihre gedrückte Stimmung nicht verbergen konnten. Ich hatte Gelegenheit, mit vielen bekannten Landsleuten zu sprechen. Sie alle erzählten, mit welcher ungeheuren Übermacht sie wochenlang kämpften und welchen Schrecken sie dem Feinde einjagten, weil sie nur gezielte Schüsse abgaben. Aber auch die Unteroffiziere anderer Regimenter sprachen mit Bewunderung von den steirischen Schützen. Einer erklärte, er sei stets unerschrocken gegen die Russen vorgegangen, denn er fühlte sich trotz des Schießens ziemlich sicher; wenn aber einer von den Steirern sein Gegner gewesen wäre, dann würde er es nicht gewagt haben, den Kopf über die Dedung zu heben. Er habe gesehen, wie ein steirischer Landwehrmann auf 800 Schritte Distanz hintereinander sieben Russen niederstreckte, ohne ein einzigesmal zu fehlen. Damals zogen Tag und Nacht ungeheuer lange

Trainskolonnen durch die Straßen der Stadt, aus deren Vorräten sie sich hierbei ergänzten. Es ist natürlich, daß hierdurch die Magazine der Festung sehr stark in Anspruch genommen wurden, obwohl alles Mögliche geschah, um diese wieder zu füllen. Leider war die Pause zwischen der ersten und der zweiten Belagerung viel zu klein, um dies entsprechend gut durchführen zu können, zumal die Bahnen durch den Transport von Munition und Truppen sehr in Anspruch genommen waren. Während sich so die Wagenskolonnen durch die Straßen der Stadt wälzten, wobei oft vier nebeneinander zogen, während Automobile ununterbrochen daherkamen, hörte man fernher das mächtige Dröhnen der Geschütze und sah im mächtigen Feuerchein das Auslodern der brennenden Dörfer ringsherum. Schwarze erstickende Rauchwolken jagten über die Dächer der Häuser, in alle Wohnungen eindringend und deren Einrichtung mit einer dicken Schicht von Ruß überbedend. Die Bahnzüge von Lemberg her aber brachten ununterbrochen Unmassen von Verwundeten und Gefangenen. Diese mußten alle in Przemysl gelabt werden. Recht unerquicklich war das Leben für die ständig daselbst bequartierten Truppen. Da die Gastlokale größtenteils geschlossen, die Vorräte in den Geschäftslökalen ausverkauft waren, war es kaum möglich, um viel Geld etwas zu erhalten.

Für mich war es eine Erlösung, als ich den Befehl erhielt, mit meiner Truppe die Stadt zu verlassen und aufatmend sandte ich der Stätte meiner Tätigkeit die letzten Grüße zurück, als ich gegen Westen fahrend die Spitzen der Türme dieses geräuschvollen Lagers im Nebel verschwimmen sah.

Der Untergang der „Lusitania“.

Au der irischen Küste.

London, 7. Mai. (Reuter.) Der Direktor der Cunard-Dinie teilte dem „Liverpool Evening Express“ mit, daß die „Lusitania“ acht Meilen von der drahtlosen Station Old Head verfeuert worden ist.

Etwa 1300 Passagiere untergegangen.

London, 8. Mai. (Reuter.) Die Torpedierung der „Lusitania“ erfolgte gestern um 2 Uhr 33 Minuten nachmittags, nach einer anderen Meldung um 2 Uhr 15 Minuten. Das Schiff blieb noch zwanzig Minuten flott. Die Passagiere und die Besatzung zählten zusammen 1900, nach einem anderen Bericht 1978 Personen, und zwar 290 Passagiere erster, 662 zweiter und 361 dritter Klasse sowie 663 Mann Besatzung. Zwanzig Boote konnten ins Wasser gelassen werden.

Nach einer Meldung der Admiralität wurden 500 bis 600 Ueberlebende in Queenstown an Land gebracht. Viele mußten ins Krankenhaus gebracht werden, mehrere sind gestorben.

Auch in Kinsale wurde eine Anzahl von Passagieren gelandet. Der Hafenadmiral von Queenstown sendete eine Anzahl kleiner Fahrzeuge an die Stelle, wo der Dampfer gesunken ist.

London, 8. Mai. (Reuter.) In Queenstown sind noch 45 Ueberlebende von der „Lusitania“ durch einen Fischdampfer gelandet worden.

Viele hervorragende Amerikaner.

London, 8. Mai. (Reuter.) Bisher sind nur wenige Einzelheiten über den Untergang der „Lusitania“ bekannt. Dies ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die drahtlose Station auf einem einsamen Kap fern von der Außenwelt steht und nur über mangelhafte telegraphische Verbindung verfügt. Unter den Passagieren befanden sich viele hervorragende Amerikaner. Auf der Höhe von Kinsale war in den letzten Tagen ein deutsches Unterseeboot tätig.

Nach einer Meldung der Admiralität sind nur elf Ueberlebende der „Lusitania“ in Kinsale gelandet worden.

In London macht die Torpedierung der „Lusitania“ tiefen Eindruck. Auch an der New-Yorker Börse herrscht große Aufregung; alle Kurse stiegen. In Washington schlug die Nachricht wie eine Bombe ein. In amtlichen Kreisen ist man eifrig bestrebt, zu erfahren, ob auch Amerikaner ums Leben gekommen seien.

Armirt und Munition an Bord.

Berlin, 8. Mai. Das Wolffsche Büro meldet: Der Cunard-Dampfer „Lusitania“ ist einer Reuter-Meldung zufolge gestern durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden. Die „Lusitania“ war selbstverständlich wie neuerdings die meisten englischen Handelsdampfer mit Geschützen armirt. Außerdem hatte sie, wie hier einwandfrei bekannt ist, erhebliche Mengen Munition und Kriegsgeschütz unter ihrer Ladung. Ihre Eigentümer waren sich daher bewusst, welcher Gefahr sie ihre Passagiere aussetzten. Sie allein tragen die volle Verantwortung für das, was geschehen mußte. Deutscherseits ist nichts unternommen worden, um wiederholt und ein-

dringlich zu warnen. Der kaiserliche Botschafter in Washington machte noch am 1. d. in einer öffentlichen Bekanntmachung auf diese Gefahren aufmerksam; die englische Presse verspottete damals diese Warnung unter Hinweis auf den Schutz, den die britische Flotte dem transatlantischen Verkehr sichere.

1522 Menschen tot.

Wie der Dampfer unterging.

London, 8. Mai. (Reuter-Meldung.) Der Journalist Sumner aus Toronto, ein Ueberlebender der

„Lusitania“, der in Queenstown über den Untergang des Dampfers befragt wurde, erklärte:

Als sich der Dampfer Irland näherte, wurde scharfer Auslug gehalten. Ich sprach gerade mit einem Freunde, als ungefähr um 2 Uhr in einer Entfernung von tausend Yards die Kommandobrücke eines Unterseebootes sichtbar wurde. Gleich darauf konnte man die weiße Schaumlinie eines Torpedos sehen. Die „Lusitania“ wurde am Vordersteil getroffen. Es erfolgte eine laute Explosion. Teile des aufgerissenen Schiffskörpers flogen in die Luft. Bald darauf traf ein zweiter Torpedo das Schiff, das sich nach Steuerbord zu neigen begann. Die Besatzung ging sofort daran, die Passagiere in die Boote zu bringen. Alles spielte sich in Ordnung ab. Ein sechsjähriges Mädchen bat mich, es zu retten. Ich brachte es in ein Boot, befürchte aber, daß die Eltern ungelungen sind. Ich selbst bestieg das letzte Boot. Einige Boote konnten infolge des Ueberneigens des Schiffes nicht niedergelassen werden und mußten, als das Schiff sank, abgeschnitten werden. In der zweiten Klasse befanden sich viele Frauen. Ferner befanden sich ungefähr vierzig Kinder im Alter von weniger als einem Jahre an Bord.

Obwohl die genauen Zahlen nicht festzustellen sind, ist es bereits sicher, daß weniger als sechshundert Personen gerettet wurden. Wie verlautet, erkrank auch der amerikanische Millionär Vanderbilt. Die Ueberlebenden erklären, daß viele Passagiere durch die Torpedos getötet oder verwundet wurden. Auf dem Schiffe befanden sich 188 Amerikaner, 956 britische Untertanen und 109 Personen anderer Nationalität.

Das Pressbüro meldet, daß insgesamt 658 Personen gerettet und 45 Leichen gelandet wurden. Auf dem Dampfer befanden sich 2160 Personen. Nichtamtlich wird mitgeteilt, daß in Queenstown noch 22 Ueberlebende gestorben sind. Von den Offizieren wurde nur Kapitän Turner gerettet.

Nach einer weiteren Meldung des Pressbüros sind nur wenige Passagiere erster Klasse gerettet worden. Man glaubt, daß die Passagiere dachten, das Schiff bleibe flott; doch sank das Schiff in 15 bis 20 Minuten. Die Ankunft von drei Fischdampfern, die hundert Leichen an Bord haben sollen, wurde signalisiert. Unter den Passagieren zweiter Klasse befanden sich drei Holländer.

* * *

Die „Lusitania“.

Die Erfolge des Norddeutschen Lloyd, der mit den 1897 bis 1903 in Dienst gestellten Schnelldampfern „Kaiser Wilhelm der Große“, „Deutschland“, „Kronprinz Wilhelm“, „Kaiser Wilhelm II.“ die schnellste Verbindung Europa-New-York bot und damit den Reifestrom an sich zog, veranlaßten die englische Regierung, der Cunard-Dinie reiche Staatsunterstützungen zu-

zuwenden, damit diese englische Reederei die Schiffe „Lusitania“ und „Mauretania“ erbaue, welche vertragsgemäß schneller und größer sein mußten als die deutschen Rekordhalter.

Das ältere der Schwesterschiffe, die „Lusitania“, das laut Reuter-Nachricht dem Angriff eines deutschen Tauchbootes zum Opfer fiel, machte im Jahre 1907 seine erste Reise. Die Länge über alles maß 239,24 Meter, die Breite des Hauptspantes 26,82 Meter, die Rauntiefe betrug 18,3 Meter, der Tiefgang 10 Meter. Die Wasserverdrängung wird mit 38.000 Tonnen, der Bruttotonnengehalt mit 32.500 Registertons angegeben. Vier Dampfturbinenanlagen von zusammen 68.000 Pferdestärken übertrugen ihre Leistung auf vier Schrauben und erteilten bei der Probefahrt dem Schiffe eine stündliche Geschwindigkeit von 25,5 Knoten. Für die Dampferzeugung waren 25 Kessel von je 5,2 Meter Durchmesser und 6,7 Meter Länge vorhanden.

Einen Maßstab für die Größe der nun am Meeresboden ruhenden „Lusitania“ erhält man, wenn man hört, daß zum Heben der Anker vier Maschinen von insgesamt tausend Pferdestärken vorhanden waren und daß die Glieder der Ankerkette aus Rundstahl von 95 Millimeter Durchmesser geschmiedet wurden. Das Schiff konnte 540 Reisende erster, 460 Reisende zweiter und 1200 Reisende dritter Klasse unterbringen; Zwischendeckpassagiere wurden nicht befördert. Die Besatzung bestand in Friedenszeit aus 827 Personen, unter ihnen 36 Maschinisten, 333 Heizer und Schmierer. Von den acht Decks (Zwischenböden), die das Schiff teilten, dienten fünf der Bequemlichkeit der Reisenden. Der englische Schiffsbau, dessen Ruf durch die deutschen Schnelldampfer sehr gelitten hatte, bot alle seine Kunst auf, um zu neuem Ansehen zu gelangen, und es muß anerkannt werden, daß die „Lusitania“ der schnellste und einer der schönsten Passagierdampfer war; sie erreichte im September 1909 auf der Reise England—New-York eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 25,85 Knoten in der Stunde und benötigte zur Fahrt von Daunts Rock an der Südküste Irlands bis Sandy Hook bei New-York 4 Tage, 11 Stunden, 42 Minuten und überbot damit auch die Leistungen der „Mauretania“. Beide Schiffe wurden auf den Werften von Wallsend am Tynefluß, gegen die vor kurzem deutsche Luftkrieger Bomben warfen, erbaut.

Die „Lusitania“ war für den Kriegsfall zum Dienste als Hilfskreuzer verpflichtet und hatte Einrichtungen für die Aufstellung von zwölf 15,2 Zentimeter-Schnellfeuergeschützen; wenn ihr auch jegliche Panzerung fehlte, so verliehen ihr die hohe Geschwindigkeit und der große Fassungsraum sowie die Geschwindigkeit als Hilfskreuzer einen ganz besonderen Wert. Mit der Verfertigung dieses kostbaren Dampfers wurde nicht nur der englischen Kriegsmarine, sondern auch der englischen Volkswirtschaft ein empfindlicher Schlag versetzt.

* * *

Die großen Schiffsunfälle.

Wenn es wahr ist, daß mit der „Lusitania“ mehr als 1300 Menschen untergegangen sind, dann ist diese Schiffskatastrophe eine der größten, die bisher Personendampfer betrafen. Wohl hat dieser Krieg in den Seeschlachten bei Coronel, bei den Falklandsinseln mehr Menschenleben durch sinkende Schiffe gefordert, doch keines dieser Kriegsschiffe war allein imstande, so viele Menschen mit sich zu führen als die Ozeanriesen, die den Schnellverkehr zwischen Europa und Amerika besorgten. Erst am 29. Mai des vergangenen Jahres versank mit fast tausend Menschen auf dem Lorenzostrom in Kanada der englische

Dampfer „Empress of Ireland“ nach einem Zusammenstoß. Selbst dieses Massensterben wird nun übertroffen durch den Untergang der „Lusitania“. Nur noch die Katastrophe der „Titanic“, die am 14. April 1912 mit 1500 Menschen unterging, war größer. Alle diese Katastrophen betrafen englische Dampfer. Die „Titanic“ gehörte der Withe Star-Line, die „Empress of Ireland“ der Canadian-Eisenbahn und die „Lusitania“ der Cunard-Line. Nach dem Untergang der „Titanic“ gingen die großen Schiffsgesellschaften daran, Sicherungen zu schaffen, um beim Vermerden der Dampfer durch Zusammenstoß oder andere Unfälle das Untergehen möglichst zu hindern. Es wurde in die Schiffe in einem Abstand von der Außenwand eine Innenwand eingebaut, die das Einströmen des Wassers in die inneren Schiffsräume und in die wasserdichten Abteilungen möglichst hindern sollte. Gegen die Kraft des Torpedos haben alle Erfahrungen der großen Schiffskatastrophen nichts genügt.

Die Vernichtung des Riesenschiffs.

Der Untergang der „Lusitania“ bedeutet den schwersten Schlag, den England bisher im Handelskrieg empfangen, und den größten Erfolg der deutschen Unterseeboote. Welchen Rang dieses Riesenschiff in der englischen Handelsflotte einnahm, wie es eigens gebaut wurde im Auftrag der Regierung unter ihren reichsten Subventionen, um den Wettbewerb der englischen Linien mit den Schnelldampfern der deutschen bestehen zu können, legen wir an anderer Stelle dar. Von den drei englischen Riesendampfern „Mauretania“, „Aquitania“ und „Lusitania“, die alle die Durchschnittsgeschwindigkeit von 23 bis 25 Knoten in der Stunde einzuhalten vermögen, sind die ersten zwei sofort nach Beginn des Krieges in Hilfskreuzer verwandelt worden und leisten also unmittelbaren Kriegsdienst. Die „Lusitania“ dagegen ist für den mittelbaren Kriegsdienst in Verwendung geblieben. Sie ist das wichtigste unter den Transport Schiffen, das in stets wiederholter Fahrt Munition und alle Kriegsbedürfnisse, welche Amerika für England und Frankreich erzeugt, heranholt. Ihre außerordentliche Schnelligkeit befähigte sie, die Fahrten rasch und rasch nacheinander durchzuführen, ihre überwältigende Größe gab ihr den entsprechenden Laderaum. Die „Lusitania“ hatte fast 32.000 Bruttoregistertonnen; für das Mitführen von Waren standen von diesem Raume 24.000 Kubikmeter zur Verfügung, was der Ladefähigkeit von mehr als 2000 Eisenbahnwaggons entspricht. Es ist bekannt, daß gerade vor dieser letzten Unglücksfahrt die „Lusitania“ eine besonders reiche Ladung ausgenommen hat. Die amerikanische Regierung beschied den Einspruch Deutschlands gegen die Lieferung von Kriegsmaterial ablehnend. Gewissermaßen zum Hohn wurden nun die amerikanischen Blätter nicht müde, auszumalen, welche ungeheure Massen von Kriegsmaterial die „Lusitania“ mitführe, wie sie in allen Winkeln vollgepackt sei mit einer gewaltigen Menge an Kupfer, ferner mit einer Anzahl von Bestandteilen von Unterseebooten, mit schweren Geschützen und einem ganzen Park von Personen- und Lastautomobilen, alles bestimmt und geliefert für das englische und französische Heer. Die Ladung der „Lusitania“, so schrieb der „New York American“, wird die wertvollste und grausamste sein, die jemals ein Schiff getragen, und mit ihrer Hilfe könnte ein kleiner südamerikanischer Staat schon einen Miniaturkrieg führen.

Nr.:

Durch diese Ladung steigert sich sowohl wirtschaftlich als besonders militärisch der Verlust, den die englische Flotte an einem ihrer drei besten Handelsschiffe erlitten, außerordentlich, und man kann wohl sagen, daß der Untergang der „Lusitania“ als Einbuße der englischen Seemacht und Wehrfähigkeit dem Untergang eines Großkampfschiffes mindestens gleichkommt. Allerdings wird die Genugtuung, die dieser Schlag, den England als kriegführende Macht erfährt, in uns hervorruft, sehr getrübt durch die furchtbare Tatsache, daß gegen 1500 Menschen von den 2160, die an Bord waren, wie es scheint, ihr Leben eingebüßt haben. Wohl arbeitet der Krieg, dieser Weltkrieg, mit noch ganz anderen Tagesziffern und jede Schlacht, die geschlagen wird, reißt schmerzlichere Lücken auf. Was hier aber das Gefühl verschärft, ist der Umstand, daß es sich um Menschen handelt, die unmittelbar am Kriege nicht beteiligt sind, unter ihnen viele Frauen und Kinder. Allerdings kann man nur schwer begreifen, daß sich so viel Reisende bereit gefunden haben, die gefahrundrohte Fahrt auf der „Lusitania“ mitzumachen. Die deutsche Botschaft ließ vor Abfahrt der „Lusitania“ in den amerikanischen Blättern folgenden Ratschlag veröffentlichen: „Reisende, die beabsichtigen, sich nach Europa einzuschiffen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und den Verbündeten Krieg besteht und daß eine Kriegszone die Gewässer um die britischen Inseln einbezieht. Daß weiterhin gemäß einer Notiz, die die deutsche Regierung uns zukommen ließ, Schiffe, die die großbritannische Flagge oder die Flagge der Verbündeten führen, auf offener See die Zerstörung zu gewärtigen haben. Passagiere, die die Gewässer der britischen Kriegszone oder die der Verbündeten befahren, tun dies auf ihr eigenes Risiko.“ Zu dieser am 22. April veröffentlichten Warnung fügte die deutsche Botschaft in Washington die Erklärung bei, sie veröffentliche diese außerordentliche Kundmachung, um ihr Gewissen zu erleichtern, damit ununterrichteten Personen kein Unheil widerfahre.

Diese sehr deutliche Warnung wurde nun leider weder von den Amerikanern noch von den englischen Fahrgästen, welche weitaus die Mehrheit der Untergegangenen bilden, nicht ernst genommen. Die englische Presse, allen voran die „Times“, verhöhnte die Erklärung der Botschaft als leere und ohnmächtige Prahlerei, als einen Versuch, das Geschäft britischer und französischer Schiffahrtsgesellschaften mit den Vereinigten Staaten zu stören. Den englischen Blättern schlossen sich die amerikanischen an, die überhaupt stets ihr treues Echo bilden, und den Fahrgästen wurde die Versicherung erteilt, daß niemand auch nur das mindeste zu fürchten habe, weil dafür gesorgt sei, daß den großen Passagierdampfern auf ihrer Fahrt durch die englischen Gewässer nichts geschehen könne. Diesen Beteuerungen einer auf nichts gebauten Zuversicht haben leider Hunderte getraut und sind das Opfer ihres Vertrauens geworden. Freilich, wenn man erwägt, wie vielfach die Wirkungen des Handelskrieges der Unterseeboote unterschätzt wurden, weil sie sich allmählich entfalteten, so wird man weder die Sprache der englischen Presse noch die Vertrauensseligkeit der Fahrgäste so verwunderlich finden. In den letzten Tagen indes steigen die Erfolge der Unterseeboote in erstaunlichem Maße. Sind doch außer der „Lusitania“ zwei große Dampfschiffe in den Grund gehohlet worden. Die Verheerungen, die Unterseeboote und Minen unter der englischen Fischerslotte angerichtet haben, sind ganz furchtbar; mehr als hundert Dampfer sind zerstört, gegen achtzig Millionen

Kronen beträgt der Verlust und die Versorgung der Märkte mit Fischen beginnt fühlbar zu leiden.

Aus diesen einzelnen Erfolgen erhebt sich nun der Untergang der „Lusitania“ als ein Ereignis des Schreckens, das in London wie in New-York gleich lähmend wirken wird. Wir verzeichnen bloß das aus Rotterdam stammende Gerücht, es seien in Goldbarren vierhundert Millionen Kronen auf dem Schiffe mitgeführt worden und nun untergegangen. Dieses Gerücht entspricht wohl nur dem Bedürfnisse, etwas, was an sich ungeheuer ist, auf das äußerste zu übertreiben und als einen Fall erscheinen zu lassen, der, wenn er so läge, die Finanzkraft Englands unmittelbar angreifen würde. Es genügt jedoch, bei der Wirklichkeit zu bleiben, bei dem Verlust, den Schiff und Ladung darstellen, und der gewiß das halbe Hundert Millionen weit überschreitet. Doch verschwindet die Einbuße an Vermögen neben dem Untergang so vieler Menschen, und wenn man das Wirtschaftliche und auf den Wirtschaftskrieg Bezügliche des Falles in Erwägung zieht, verschwindet der Einzelverlust, sei er wie groß immer, vor der lähmenden Nachwirkung, die dieser entsetzliche Schiffsuntergang auf den ganzen Seeverkehr Englands ausüben muß. Alle Redensarten von dem Bluff des deutschen Unterseekrieges sind nun wirkungslos geworden. Keine noch so lebhaften Versicherungen der Minister werden noch Gehör finden. Wenn es möglich war, das wertvollste Schiff, das England besaß, wenige Stunden vom Hafen entfernt, im unmittelbaren Machtbereich Großbritanniens, an der irischen Südküste und in der Nähe einer drahtlosen Telegraphiestelle in den Grund zu bohren, für welches Schiff gibt es da noch eine Sicherheit? Der deutsche Bericht hebt ausdrücklich hervor, daß die „Lusitania“ mit Geschützen ausgerüstet war.

Diese bewaffneten Handelsdampfer widersprechen gerademwegs dem Völkerrecht und könnten, wenn sie von ihrer Waffe Gebrauch machten, weil sie den für die Hilfskreuzer gegebenen Vorschriften nicht genügen, als Piratenfahrzeuge behandelt werden. Jedenfalls aber bedeuten diese Geschütze nur in den seltensten Fällen einen Schutz, in den meisten Fällen eine Gefahr für das mit ihnen ausgestattete Schiff. Denn allerdings würde sich die „Lusitania“ in einem Kampfe ober Wasser jedem Unterseeboot überlegen gezeigt haben; aber eben, weil diese Abwehr bei ihr vorausgesetzt wurde, deshalb hat das Unterseeboot, um sich selbst nicht in die Gefahr des sicheren Unterganges zu bringen, sofort sein Torpedo verwendet und so die Schlacht entschieden, bevor die Geschütze des bewaffneten Dampfers eingreifen konnten. Es wird eben offenkundig, daß gegen die Unterseeboote kein Kraut gewachsen ist oder wenigstens die englische Admiralität dieses Kraut noch nicht gefunden hat. Was noch vor einer Woche wie eine Uebertreibung gellungen hätte, wird den Engländern jetzt als eine drohende Vorstellung aufsteigen: daß die Unterseeboote bei derart wachsenden Erfolgen die Verbindungen Englands ernsthaft unterbrechen und damit die Kriegsfähigkeit Englands tatsächlich entscheidend beeinflussen könnten.

Der Untergang der „Lusitania“.

Die Torpedierung und ihre Opfer.

L.-B. London, 9. Mai. (Reuterbureau.) Nach Mitteilungen von Geretteten der „Lusitania“ war es ein heiterer, ruhiger und sonniger Nachmittag, als das Schiff torpediert wurde. Die meisten Passagiere hatten eben gefrühstückt und standen auf Deck, als plötzlich ein weißer Streifen gesehen wurde, der sich durch das blaue Wasser dem Schiffe näherte. Ein schrecklicher Krach folgte, das ganze Schiff bebte und begann zu wenden, in der Hoffnung, die Küste zu erreichen. Da wurde es von einem zweiten Torpedo getroffen. Es neigte sich schnell auf die Seite und sank in 20 bis 25 Minuten nach der ersten Explosion. Die Boote an der Backbordseite konnten nicht abgelassen werden, weil der Dampfer schief lag. Einige Seeleute sahen für einen Augenblick das Unterseeboot. Dieses tauchte jedoch rasch unter und erschien nicht mehr wieder. Alle Geretteten bezeugen, daß sich die

Passagiere und die Besatzung bei der Ausbootung außergewöhnlich ruhig verhielten. Die Frauen und Kinder wurden zuerst in die Boote gelassen. Als der Dampfer sank, zog er fünf Boote in den Strudel hinaus. Vor dem Untergehen des Schiffes sprangen viele ins Wasser und wurden mit dem Strudel hinabgerissen, mit Ausnahme derjenigen, die sich an Wrackstücken geklammert hatten.

In Queenstown spielten sich herzzerreißende Szenen ab. Frauen suchten ihre Männer, Mütter ihre Kinder. Der Eindruck wurde durch die Landung von 126 Leichen, darunter mehrere Frauen und Kinder, verstärkt. Nach der Erzählung eines Stewards drang ein Torpedo in den Heizraum. Beim Herunterlassen der Boote verwickelten sich die Taue mehrerer Boote. Ein Boot fiel ins Wasser. Zehn Boote der „Lusitania“ retteten ungefähr 500 Menschen. Der Schlepper der „Storned“ nahm 160 Personen von den Booten auf, nachdem diese sechs Stunden lang herumgetrieben hatten. Die „Lusitania“ sandte im Augenblick der höchsten Gefahr Notsignale ab. Abgesehen von dem Kriegsrisiko war die „Lusitania“ auf 890.000 Pfund Sterling versichert. Die Passagierliste ist nicht erhältlich, da die Schiffe auf der Heimreise die Liste mitbringen.

L.-B. Rotterdam, 8. Mai. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ gibt folgenden Bericht des „Star“ aus Queenstown wieder: Die Passagiere erzählen, daß die Torpedos, die die „Lusitania“ trafen, von zwei Unterseebooten abgeschossen wurden. Ein Torpedoboot traf den Maschinenraum, das zweite das Vorschiff. Angeblich entwickelten sich bei den Explosionen erstickende Gase, so daß eintige Passagiere das Bewußtsein verloren. Die Explosionen trieben die Passagiere auf Deck. Als das Schiff schnell sank, entstand eine Panik. Zehn Boote wurden sofort flott gemacht. Viele Reisende sprangen mit den Rettungsgürteln ins Meer und hielten sich so über Wasser. Unter den Passagieren befanden sich auch der Champagnerkönig Kessler und der Zeitungsbesitzer

Hearst. Der Wert des Schiffes ohne Ladung wird mit 3 Millionen Pfund Sterling angegeben.

L.-B. Haag, 8. Mai. Die britische Gesandtschaft empfing ein Telegramm des englischen Ministeriums des Äußern, worin die Nationalität der Passagiere der „Lusitania“ folgendermaßen angegeben wird: Erster Klasse: 179 Engländer, 106 Amerikaner, 3 Griechen, 1 Schwede, 1 Mexikaner, 1 Schweizer; zweiter Klasse: 521 Engländer, 65 Amerikaner, 3 Russen, 1 Belgier, 3 Holländer, 5 Franzosen, 1 Italiener, 2 Personen unbekannter Nationalität; dritter Klasse: 204 Engländer, 39 Iren, 13 Schotten, 59 Russen, 17 Amerikaner, 21 Perser, 3 Griechen, 1 Finne, 4 Norweger und 1 Mexikaner.

L.-B. London, 8. Mai. Wie gemeldet wird, waren außer den 20 Booten der „Lusitania“ noch 16 andere Boote in kürzester Zeit an Ort und Stelle. Unter den Passagieren befanden sich Vanderbilt und der Theaterdirektor Charles Frohmann.

L.-B. London, 10. Mai. (Reutermeldung.) Die Blätter verurteilen die Torpedierung der „Lusitania“ in stärksten Ausdrücken. „Daily Express“ geht so weit, zu sagen, daß es eine hervorragende Wohltat für die Welt wäre, wenn man den deutschen Botschafter Grafen Bernstorff wegen Mordes in den elektrischen Hinrichtungsstuhl setzte. — Einer New Yorker Meldung der „Times“ zufolge erwartete eine dichtgedrängte Menge in atemloser Stille die Nachricht. Einige Deutsche amerikanischer, welche die Bemerkung fallen ließen, daß man vor dem der „Lusitania“ bevorstehenden Schicksale gewarnt habe, wurden von der erregten Menge geschlagen, bis sie das Bewußtsein verloren. Der amerikanische Botschafter in London erklärte in einer Unterredung mit einem Pressevertreter, daß nur wenige die Drohung, die „Lusitania“ zu versenken, ernst genommen haben. Allgemein sei geglaubt worden, es solle nur Angst erregt werden.

L.-B. Paris, 9. Mai. Der „Matin“ berichtet aus London: Vor dem Bureau der Cunard-Linie steht eine dichte Menschenmenge. Zahlreiche Amerikaner äußern die heftigste Empörung. Der Dampfer hatte eine bedeutende Ladung an Bord und führte wahrscheinlich auch Metallbarren. Die „Lusitania“ hatte Rettungsboote für 8000 Personen.

L.-B. Berlin, 9. Mai. Wie das Wolffsbureau von zuständiger Seite erfährt, befanden sich an Bord der „Lusitania“ 5400 Kisten Munition. Hi weitem der größte Teil der Ladung bestand aus Kriegskonterbande.

Die Sorglosigkeit der englischen Admiralität.

L.-B. London, 9. Mai. Nach Telegrammen der „Daily Mail“ aus New York bepricht man in den Vereinigten Staaten in abfälliger Weise die Sorglosigkeit der englischen Admiralität, weil sie die „Lusitania“ nicht durch einen Torpedobootszerstörer begleiten ließ.

N. B. London, 9. Mai. Der Marinemitarbeiter der „Times“ meint, es werde die Frage aufgeworfen werden, ob die Admiralität besondere Maßnahmen ergriffen habe, um der „Lusitania“ angesichts der deutschen Drohung und der bekannten Anwesenheit von Unterseebooten Schutz zu gewähren. Der Artikel fährt fort: Die Gefahr der deutschen Unterseebootblockade für große Schnellschiffe ist anscheinend unterschätzt worden. Dem Blatte zufolge war die „Lusitania“ mit 80 v. H. bei der Regierung versichert.

P. Berlin, 9. Mai. Über den Untergang der „Lusitania“ schreibt Kapitän Persius im „Berliner Tageblatt“: Tiefbewegt vernahmen wir die Kunde von der Vernichtung, bei der zahllose Menschen ums Leben kamen, Menschen, die wohl größtenteils nicht das geringste mit dem Kriege zu tun hatten. Wir bedauern aus aufrichtigem Herzen ihr hartes Geschick, aber wir wissen uns zugleich völlig frei von jeder Schuld. Gerade die „Lusitania“ war es, die vor drei Monaten auf Befehl der englischen Admiralität mit der falschen Flaggenführung begann. Dieser Flaggenschwindel ist hauptsächlich dafür verantwortlich zu machen, daß unsere Unterseebootkommandanten gezwungen wurden, ohne Rücksicht auf die Rettung der Besatzungen und Passagiere torpedierter Schiffe vorzugehen, wollten sie sich und ihre Leute nicht in pflichtwidriger Weise einem argen Risiko aussetzen. Alle die vielen nun in Trauer Versetzten, mögen ihre Klage gegen Churchill erheben, der durch seine gewissenlosen Anordnungen, die ihm den Furch der Menschheit zuziehen müssen, diese grausame Kriegsführung herzubeschwor. Man darf sicher sein, daß sich der Entrüstungsschrei, der durch den englischen Draht nun der ganzen Welt übermittelt wird, wieder gegen Deutschland richten wird, aber man muß hoffen, daß ruhige Überlegung dann später das Verdammungsurteil über die britische Admiralität spricht. Noch kurz zuvor hatte der deutsche Botschafter in Washington in den amerikanischen Zeitungen ein Inserat erlassen, das folgendermaßen lautete: Reisende, die sich zur Fahrt über den Atlantischen Ozean einzuschiffen beabsichtigen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und seinen Verbündeten und Großbritannien und seinen Verbündeten Kriegszustand besteht, daß die Kriegszone, die an die britischen Inseln stoßenden Gewässer einschließt, daß gemäß der von der kaiserlich deutschen Regierung ausgegebenen formellen Bekanntmachung Schiffe, welche die Flagge Großbritanniens oder eines seiner Verbündeten führen, der Zerstörung in diesen Gewässern ausgesetzt sind und daß Reisende, die in der Kriegszone Großbritanniens oder seiner Verbündeten fahren, das auf ihre eigene Gefahr tun.

S. Rotterdam, 10. Mai. Die „Lusitania“ war die Besitzerin des blauen Bandes der größten Geschwindigkeit. In jedem der vier Schote hätte der Wagenverkehr einer Großstadtstraße bequem abgewickelt werden können. Täglich verbrauchte das Schiff 1000 Tonnen Kohle und konnte 2350 Passagiere aufnehmen. An Bord des Schiffes erschien jeden Morgen eine 32 Seiten starke Zeitung mit den neuesten drahtlosen Nachrichten.

Unter den Reisenden befand sich auch Alfred Vanderbilt, der vor der Abreise gewarnt wurde, da die Deutschen auf das Schiff lauerten. Die englische Regierung hat die englischen Blätter verständigt, daß alle Anstalten für die Sicherung des Schiffes getroffen waren, womit wahrscheinlich die 175 wasserdichten Teile des Schiffes gemeint sind, deren jeder einzeln schließbar war und dem Schiffe die Möglichkeit des Sinkens nehmen sollte.

N. B. Washington, 9. Mai. Der erste formelle Kommentar des Weißen Hauses zur Versenkung der „Lusitania“ ist in einer gestern abends veröffentlichten Erklärung des Sekretärs des Präsidenten enthalten, der ausführlich: Natürlich ist Präsident Wilson tief betrübt über den Ernst der Lage. Er erwägt sehr ernst, aber mit Ruhe, den Weg, den er einschlagen soll. Er weiß, daß die Bürger wünschen, daß er mit Überlegung und Festigkeit handle.

Anzahl Unterseeboote sich zum Angriff zusammentut, sie alle Aussicht auf Gelingen haben.

Lord Charles Beresford sagte in einer Unterredung, der Untergang der „Lusitania“ sei darauf zurückzuführen, daß es an Kreuzern zum Schutze der Handelsstraßen mangelte.

Der Marinemitarbeiter der „Morning Post“ macht darauf aufmerksam, daß die „Lusitania“ sehr schnell sank, obwohl sie Transversalschoten hatte.

Im Leitartikel sagt die „Morning Post“: Es ist etwas schwer zu verstehen, daß trotz solcher Warnungen und weitgehenden Möglichkeiten, alle Vorsichtsmahregeln zu treffen, die „Lusitania“ gesenkt wurde. Ueber die Mahregeln der Admiralität sind wir natürlich ganz im Dunkeln. Das Blatt weist auch darauf hin, daß die „Lusitania“ mit einer recht gefährlichen Geschwindigkeit ausgerüstet war.

Wut der Engländer.

London, 8. Mai. (Neuter.) Die Blätter verurteilen die Torpedierung der „Lusitania“ in stärksten Ausdrücken. Der „Daily Express“ geht so weit, zu sagen, daß es eine hervorragende Wohltat für die Welt wäre, wenn man den deutschen Botschafter Grafen Bernstorff wegen Mordes in den elektrischen Stuhl setzte.

London, 9. Mai. Die wegen des Unterganges der „Lusitania“ erregte Menge in Liverpool plünderte eine Anzahl deutscher Läden. Es wurden zwanzig Verhaftungen vorgenommen. Die Menge versuchte, die Gefangenen zu befreien. Die Polizei war gezwungen, ihre Kräfte zu gebrauchen.

Deutsche Blätterstimmen.

Berlin, 8. Mai. Ueber den Untergang der „Lusitania“ bemerkt das „Berliner Tageblatt“: Die Bewegung vernahmten wir die Kunde von der Vernichtung der „Lusitania“, wobei zahllose Menschen ums Leben gekommen sind. Wir bedauern aus aufrichtigem Herzen ihr hartes Geschick, aber wissen uns zugleich völlig frei von jeder Schuld. Man darf sicher sein, daß ein Entrüstungsschrei, durch den englischen Draht an die gesamte Welt übermittelt, wieder gegen Deutschland sich richten wird; aber man muß hoffen, daß die ruhige Ueberlegung dann später ein Verdammungsurteil über die britische Admiralität sprechen wird. Alle die vielen nun in Trauer Versetzten mögen Klage gegen Churchill erheben, der durch seine gewissenlosen Anordnungen, die ihm den Fluch der Menschheit zuziehen müssen, diese grausame Kriegsführung heraufbeschworen hat. Im Fall „Lusitania“ wurde ein Kriegsschiff vernichtet. Die „Lusitania“ befindet sich in der Liste der englischen Hilfskreuzer, trug eine Armierung von zwölf 15 Zentimeter-Geschützen und war stärker bestückt und bewannt als irgend ein deutscher geschützter Kreuzer. Die „Lusitania“ mußte als Hilfskreuzer auf einen Angriff vorbereitet sein.

Das Blatt führt nach dem Londoner „Daily Telegraph“ vom 3. d. die Warnung an, die die deutsche Botschaft am 27. April als Inserat in allen führenden amerikanischen Blättern erscheinen ließ und worin mit größtem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht wird, daß Reisende, die sich zur Fahrt über den Atlantischen Ozean auf einem englischen Schiffe einschiffen beabsichtigen, das auf ihre eigene Gefahr. Der Korrespondent des „Daily Telegraph“ meldete seinem Blatte, daß die große Mehrheit der Passagiere über die Warnung scherzte, welche sie aus dem Grunde höhnlisch behandelten, weil die Schnelligkeit des Cunard-Schiffes die Gefahr der Tauchboote auf ein Minimum herabmindere.

Die gesamte deutsche Presse, insbesondere die „Adlonische Zeitung“, die „Frankfurter Zeitung“ und das „Berliner Tageblatt“, bedauert aufs tiefste den durch den Untergang der „Lusitania“ verursachten Verlust an Menschenleben, weist aber darauf hin, daß die englische Regierung durch ihren barbarischen Versuch der Aus Hungern der friedlichen Bevölkerung eines großen Landes Deutschland in die Notwendigkeit verlegt hat, die englischen Gewässer als Kriegsgewässer zu erklären. Die „Deutsche Tageszeitung“, die „Boschische Zeitung“ und andere Blätter betonen, die deutsche Regierung habe, indem Graf Bernstorff öffentlich vor der Benützung der englischen und französischen Dampfer gewarnt habe, ihre Pflicht ausreichend erfüllt. Die Verantwortung treffe außer der englischen Regierung insbesondere die Schiffseigentümer, die durch die Verladung von Kriegs-

material auf bewaffneten Passagierdampfern das Leben unschuldiger Passagiere gefährdeten, und die englische Presse, welche die ernstgemeinte deutsche Warnung als einen Riesenbluff bezeichnete und mit heißendem Spott übergoß, wodurch die Warnung Bernstorffs wirkungslos gemacht wurde. Hierdurch werde indessen die aufrichtige menschliche Teilnahme mit den Opfern der Katastrophe und deren Angehörigen im deutschen Publikum nicht verhindert.

Die Offiziere führten uns rund um ihren Berg. Das Bild wechselte. Wald und Wiesenhänge, Höhen und Täler. Nur eines blieb immer gleich: Man sah auf allen Seiten die Russen und wurde auf allen Seiten von ihnen gesehen. Am Waldrand lagen die Soldaten in zwei Linien hintereinander. Achtundvierzig Stunden bleiben sie hier in den Schützengräben, dann werden sie abgelöst. Der Graben ist tief und trocken. Jeder Soldat hat vor sich den kleinen Infanterieschuhschild stehen, durch dessen Öffnung er den Gewehrlauf steckt. Es ist nicht ratsam, rechts oder links oder oben den Kopf hervorstrecken, weil's dann von drüben gleich herüberpfeift. Fünfhundert Schritt von hier liegen die Russen. Dreihundert Schritt vor diesem Schützengraben, weiter draußen in der Waldlichtung, haben wir noch einen. Es ist Selbstmord, bei Tag zu dieser vorderen Stellung gehen zu wollen. Auch Ablösung und Proviantnachschub kann nur bei Nacht erfolgen. Drüben am andern Waldrand sind die Aufwürfe der russischen Stellungen zu sehen. Man brachte die Lungen nicht anzustrengen, wollte man hinüberrufen. Rechts oben auf der Kappe des Berges wieder Russen; sie haben zwei Drahtverhaue hintereinander und dann einen festen Wall aus Sandsäcken. Schon am 6. März hatte man versucht, das da oben zu stürmen. Das Bataillon Gamisch war aber nur bis zu den russischen Drahtverhaue gekommen. Dann waren die Russen herübergestürmt, zweimal in der Nacht und dreimal bei Tag, aber an den Stellungen hatte sich nichts geändert. Ende März hatten die Unseren einen großen Angriff auf den Gegner beabsichtigt. Er mußte des scheußlichen Wetters wegen viermal verschoben werden; achtzehn Grad Kälte und Schneestürme, daß die Schützengräben davon vollgeweht wurden. Den ganzen April hindurch hatten die Unseren dann immer wieder die höher gelegenen russischen Stellungen im ganzen Umkreis gestürmt und hatten nicht durchdringen können. Aber oben vor den russischen Drahtverhaue sieht man noch die Leichen einiger von unseren Braven liegen.

Das Osterfest hatten die Russen geheiligt. Am ersten Feiertage hatten sie, wie an vielen anderen Punkten der Front auch, eine Tafel aus ihren Deckungen vorgeschoben, darauf stand „Christus ist auferstanden“ und dann konnte nichts sie verlocken, auch nur einen einzigen Schuß abzugeben.

Jetzt wollte man sie von hier aus wieder einmal scharf angreifen. Neue Deckungen wurden gegraben. Maschinengewehre in flankierende Stellungen gebracht und so gut verborgen, daß sicherlich kaum ein Spürhund sie entdecken konnte. Nachts wurden die Drahtverhaue verstärkt. Nur nachts, denn bei Tag war keine Möglichkeit, aus den Gräben lebendig nach vorne zu kommen. Die Hämmer, mit denen die Pfosten eingerammt werden, mußten mit Tüchern umwickelt werden, damit das Klopfen nicht die Aufmerksamkeit des Feindes erzeuge. Die Russen waren auch nicht faul. Von der andern Seite des Berges sah man sie unten das ganze Tal mit neuen Deckungen durchziehen. Ueberall war Schweigen im Walde und doch fühlte man, daß sich etwas vorbereite. Sturm lag in der Luft. Die Maschinengewehrabteilung

erste inzwischen wie in einem Baitkurort. Wonig brannte die Sonne durch die Baumstämme auf die hübschen, sauberen Hütten. Sogar eine kühle, helle Quelle, wie sonst auf dem ganzen Berg nicht, hatten sie hier. „Jetzt haben wir's ja hier ganz schön, wenn sie uns nur nicht wieder anderswohin schicken“, sagte der Hauptmann.

Aber am nächsten Tag wurde der Ort, der die ganze Gegend beherrschte, im Sturm genommen, und bald mußten die Russen auch von dort zurückgehen, wo das Bataillon Gamisch ihnen seit Wochen gegenübergelegen war. Da haben die Unsern wohl ihre schönen Hütten verlassen müssen und sind höher hinaufgerückt, haben die Toten, die dort oben an den Drahtverhaue lagen, begraben können und hatten dann ein paar Tage lang Ruhe, bis die Russen in ihrer Verzweiflung über die Niederlage in Westgalizien wiederum, aber vergebens, zu stürmen begannen.

Die Durchbruchschlacht in Westgalizien.

Eindrücke von den Kämpfen der heldenmütigen Armes Erzherzog Josef Ferdinand.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 9. Mai, aufgegeben um 5 Uhr 30 Minuten nachmittags.

Während des Aufenthaltes bei der Armeedes Erzherzogs Josef Ferdinand, welche in der Übergangszeit von einem monatelangen Et. Murg. Kamp. in ichär sie Kampfstätigkeit fiel, hatte ich Gelegenheit, die ganze westgalizische Front von der Weichsel bis zu den Karpathen vor dem Angriff zu besichtigen und darauf dank der Gastfreundschaft des Armeekommandanten Erzherzogs Josef Ferdinand auch die Durchbruchschlacht am Dunajec und bei Biala mizu erleben und mit unseren siegreichen Truppen in Tarnow einzuziehen. Es waren überwältigende Eindrücke, welche sich Tag für Tag um Stunde um Stunde darbieten. Ich wollte, es wäre möglich, alle zu Hause Gedliebten, besonders aber die Zweifler und Wiesmacher, hie und da an die Front zu führen, denn es gibt kein besseres Heilmittel für Pessimismus und sonstige österreichische Krankheiten. Ich rede nicht bloß von Schlachtbildern, wie ich sie in den ersten Waidagen gesehen, auch was ich vor den Kämpfen an der Front und hinter der Front beobachtet habe, würde selbst dem mieselüchtigsten Österreicher Stolz einflößen auf die aus Österreich quillende Kraft und ihm Zubericht auf Österreichs Zukunft verleihen.

Eine Schilderung meiner Eindrücke hinter der Front sei ruhigeren Tagen vorbehalten; jetzt folgen aller Augen den vorwärts stürmenden Truppen und über ihre herrlichen Taten will ich zuerst berichten, wenn auch mit telegraphischer Beschränkung. Die großen westgalizischen Erfolge können erst ermessen werden, wenn man sich das Kampfgebiet und die Stellungen des Feindes vor Augen hält, welche eine einzige Linie von Festungen waren durch ganz Galizien von der Weichsel bis zu den Karpathen. Von der leicht hügeligen Ebene des unteren Dunajec erhebt sich das Gelände von Tarnow südwärts rasch bis zur relativen Höhe der Boralpen mit Höhenkämmen, die über Flußläufen 200 bis 500 Meter liegen. Unsere wie die feindlichen Stellungen folgten Höhenzügen, getrennt durch Flußläufe und sonstige Terraineinschnitte. Die beiderseitigen Vorstellungen waren ins Tal vorgeschoben und zumeist nur wenige hundert Schritte, oft bloß bis auf Sprechweite voneinander entfernt. Die Hauptstellungen folgten den Kammlinien und waren an überragenden, besonders wichtigen Punkten zu wahren Festungen und Sebenswürdigkeiten ersten Ranges ausgestaltet. Ich habe eine Reihe solcher Festungen gesehen, z. B. unsere Bergfestung am Wall nordöstlich Zalkiczy und die Waldfestung am Regetow nahe dem Karpathenkamm. An solchen Punkten sind während nahezu fünf Monaten des Et. Murg. Krieges ganze Ansiedlungen entstanden mit zahllosen Blockhäusern, Straßen, Plätzen, sogar Gartenanlagen, Friedhöfen und dergleichen. An der dem Feinde zugewendeten Seite befinden sich die

Schützengräben tief und weit ausgekaut und durch übergelegte Baumstämme und Überdeckung mit Erde und Rasenziegeln schrapnellicher gemacht. Von Abschnitt zu Abschnitt sind Maschinengewehre, hie und da auch Geschütze zur wirksamen Abwehr von Angriffen eingebaut. Die sonstigen Geschützstellungen sind meist weit hinter der Schützengrabenlinie im Terrain versteckt und haben vorne nur Beobachtungsstellen, welche mit Batterien telephonisch verbunden sind und von wo das Ziel angegeben und das Feuer reguliert wird. Die modernen Festungen entstehen während des Krieges überall, wo die Kampfplage sie erfordert. Sie gleichen in der Anlage vielfach den alten Festungen mit Wall und Graben, nur sind sie ins Ungeheure an Umfang gewachsen, schließen nicht mehr bloß kleine Stadtgebiete ein, sondern ganze Kreise. Als ich unsere Festungslinie längs Dunajec, Biala und Kopa sah und gegenüber die ebenso starken russischen Festungen, welche sich stufenförmig wie die Stufen des steirischen Erzberges an den Berglehnen hinaufbauten und durch Berhau und zahllose Reihen von Drahthindernissen gegen Angriffe geschützt waren, da schien mir von hüben wie drüben ein Fortschreiten durch einen Frontalangriff unmöglich. Ein Blick auf diese Werke genügt, um zu erkennen, daß Tausende, ja Hunderttausende hingeworfen werden müßten bei einem Frontalangriff. Ehe eine angreifende Abteilung zu den Hindernissen kommt, muß sie niedergemacht sein durch einen Hagel von Geschossen, welcher ihr aus sicheren Deckungen entgeschlägt — und erst an den Drahthindernissen, welche durchschnitten werden müssen, um vorwärts zu kommen. So haben die Russen große Heeresmassen in den Karpathen geopfert und bei Przemyśl. Jedoch das Wort „unmöglich“ gibt es in diesem Kriege nicht, in welchem das Unmögliche Ereignis geworden ist. Unsere Feinde allerdings sind an außergewöhnlichen Aufgaben zuschauend geworden, sie haben redlich getan, was man durch Massenaufgebot leisten kann, was aber darüber hinausging, was nur Hochwertigkeit des einzelnen Soldaten und Feldherrengebie zustandebringt, blieb ihnen unzureichend. Gerade dort wuchsen die österreichischen und deutschen Armeen und ihre Führer zur ungeheuren Kraft und Heldengröße, die heute die ganze Welt inirschend oder bewundernd anerkennen muß.

Plan und Vorbereitung.

Ich habe die Vorbereitungen zur großen Durchbruchschlacht in Westgalizien gesehen, die Heranschaffung und Bereitstellung der schweren Geschütze, die geschickte verbedeten Verschiebungen der Truppen, den Anmarsch der deutschen Verstärkungen, die bewundernswürdige Tätigkeit unserer Flieger, die Bereitstellung der Munitionsmassen, die Vorbereitung des Brückenmaterials und alle Vorarbeiten für den großen Vormarsch und all das ging reibungslos wie ein Uhrwerk und rasch wie ein jahrelang geübtes Beispiel. Alles sieht heute gebannt auf die Waffenerfolge, auf die wirre Flucht der Massen des Jaren, auf die großen Summen der Gefangenen und die Beute; aber man vergesse nicht, daß auch die Russen tapfer, sogar sehr tapfer waren und in zahllosen Anstürmen Hunderttausende auf der Walfahrt

gelassen haben, und daß ihre Führung gewiß nicht schlecht ist, ja sich oft sogar als hervorragend erwiesen hat; man vergesse nicht, daß die Russen vorzüglich ausgerüstet sind, heute noch immer, denn gegenteilige Behauptungen sind haltloses Gerede. Was allein uns überlegen macht, was uns zum Durchhalten in schwersten Tagen und immer wieder zum schließlichen Siege befähigt — bereitet den Vorbeer, mit dem ihr die Heldenstirnen eurer unvergleichlich tapferen Söhne und die Gräber der Gefallenen umkränzt und legt einen großen Kranz dem Manne zu Füßen, dessen Geist bescheiden, still aber gewaltig in der Leitung unserer Kriegsgeschichte, alles überschauend, jede günstige Gelegenheit erfassend und begabt mit genialer Eingebung unsere Armeen führt: Conrad von Höhendorf, Generalstabschef unseres Feldmarschalls Erzherzog Friedrich, dessen väterliche Fürsorge für die Truppen und ihre Führer allen Tüchtigen Rücksicht, Anerkennung und menschlich-warme Hilfsbereitschaft sichert. Unter verständnisvoller Förderung des Feldmarschalls arbeitet Conrad von Höhendorf und es gibt am russischen Kriegsschauplatz nicht eine großartige Aktion, nicht eine überraschende Wendung, die nicht das Gepräge seines Geistes trüge. Sein strategisches Genie hat auch die Durchbruchschlacht in Galizien gewonnen und es ist ein unvergängliches Verdienst des deutschen Bundesgenossen, daß er im Vertrauen auf Conrad die notwendige Ausrüstergänzung und so hervorragende Armeeführer wie Małcenien zur Durchführung gegeben hat.

Die ersten Schlachttage.

Am 1. Mai war alles vorbereitet, jeder auf seinem Platz, und als um 6 Uhr abends in der Tarnower

Gegend aus einem Walde der gewaltige Schlund der Zweinndvierzigerhaubitz sein tonnen schweres Geschöß dem russischen Kommando in Tarnow hinübersandte, da zitterte wohl die Erde, aber die Russen ahnten noch nicht, daß dieser Gruß ihnen das Herannahen einer schweren Katastrophe ankündigte. Um 12 Uhr mitternachts auf den 2. Mai brach aus weit mehr als tausend Geschützen das Unheil über die Russen herein. Es ging wie ein Erdbeben von der Weichsel bis zu den Karpathen. Von den russischen Höhenfestungen flogen Rauch und Erdsäulen turmhoch zum Himmel von den Einschlägen unserer schweren Granaten; es war, als ob sich drüben an tausend Stellen die Erde öffnete und Lavaflaub herausstieberte; ganze Scharen von weißroten Wölkchen erschienen mit scharfem Lichtblitz über den russischen Stellungen: es waren die Spuren unserer Schrapnells. Und ein Pfeifen und Heulen und Dröhnen erfüllte die Luft, als ob die Hölle alle ihre Teufel losgelassen hätte. Ich habe in den nächsten Tagen die russischen Stellungen gesehen: es war kein Fleckchen Erde, das nicht durchwühlt war, Granattrichter reichte sich an Granattrichter, viele so groß, daß man ein Bauernhaus hineinstellen könnte, ohne daß es darüber hinausragte. Der Boden war an vielen Stellen mit Leichen übersät. Trotz dieses überwältigenden Geschützfeuers war der Infanteriekampf an zahlreichen Stellen schwer; es ist auch unsererseits viel Blut geflossen, denn unsere braven Truppen stürmten mit Todesmut eine russische Stellung um die andere. Wie Aneisen sah es von ferne aus, wenn unsere Soldaten an Berghängen hinaufstrebten und durch die Breschen, die das Geschützfeuer geschlagen, in die russischen Stellungen eindrangen. Die Russen wehrten sich verzweifelt, besonders in der Gegend zwischen Tarnow und Gromnil, wo sie sehr starke Stellungen innehatten und anfangs nur Schritt für Schritt zurückwichen. Doch die wackeren Truppen der Armee

des Erzherzogs Josef Ferdinand, hauptsächlich aus Oberösterreichern, Salzburgern und Tirolern bestehend, ließen nicht locker. Ich habe diese Kämpfe zwischen Tarnow und Jalliezn aus unmittelbarer Nähe gesehen und die Fortschritte stündlich und täglich verfolgt. Am ersten Tage wurde der Dunajec überschritten und vorderste russische Stellungen genommen, am zweiten um die Höhenstellungen gekämpft, am dritten ging der Angriff über Dörfer, Wäber und Felber gegen Tarnow, bis die ganze Front in Bewegung kam und die Russen bei Nacht fluchtartig zurückwichen und Tarnow räumten. Scharen von Gefangenen blieben in unseren Händen. Ich zog mit den ersten Truppen in Tarnow ein. Dort herrschte unbeschreiblicher Jubel der ganzen Bevölkerung. Mit ausgebreiteten Armen wurden unsere Truppen empfangen. Die Stadt litt im großen und ganzen wenig, nur einzelne Objekte wie Bahnhofgeleise, Magazin, Spiritusfabrik, Bank, Realschule, Kaserne waren von schweren Geschossen getroffen. Die Wirkung der Beschießung aber war unbeschreiblich, wie die Bevölkerung erzählt. Die ausgestandene Angst war noch auf aller Gesichtern zu lesen. Die Russen hatten sich im allgemeinen gut benommen, die Stadt mit dem Nötigsten versorgt und keine Gewalttaten begangen. Der Abzug erfolgte bei Nacht in aller Stille. Unsere Truppen zogen nur durch die Stadt und setzten die Verfolgung fort. Hinter ihnen begann das Werk der Heilung und Wiederherstellung. Die Rückfahrt konnte ich schon über die Holzbrücke antreten, die in wenigen Stunden über den Dunajec geschlagen war und über die Geschütze und Train in größter Eile geschafft wurden. Bei der Verfolgung wurde weiterer Widerstand erwartet, aber die Russen waren offenbar in Verwirrung zurückgeschickt und unsere Armeen blieben ihnen dicht auf den Fersen.

Bei Tarnow entschwand mir das Schlachtbild, das ich noch eingehend schildern werde.

100.000.

100.000 Gefangene, 60 Geschütze, 200 Maschinen-
gewehre, schätzungsweise ein Gesamtverlust der dritten
russischen Armee von 150.000 Mann, das ist bisher
der Ertrag des gewaltigen Ringens in Galizien. Im
raschen Fortschreiten des Geschehens, in spannungs-
voller dramatischer Entwicklung bedeutet dieser Kampf
den Höhepunkt des furchtbarsten aller Kriege. Noch
ist es schwer, mitten in den rasch sich überstürzenden
und die Lage stets verschiebenden Ereignissen ein Bild
zu gewinnen. Einigermassen kann man aber versuchen,
 Klarheit zu schaffen, wenn man die Betrachtung
nach örtlichen Gruppen scheidet. Den nördlichen
Flügel der in Galizien wirkenden verbündeten
Armeen bildet die Armee des Erzherzogs Josef
Ferdinand. Ihr fiel die Aufgabe zu, Tarnow zu
erobern. Tarnow bildet den Knotenpunkt von vier
Bahnlinien und stellte zugleich die Verbindung her
mit der russischen Nordfront. Darum war es für die
 Russen geboten, diesen Punkt zu halten, koste es, was
es wolle. Und sie legten denn auch bei der Verteidigung
die größte Zähigkeit an den Tag, niemoahl unsere aller-
neuesten 42 Zentimeter-Haubitzen und die wohlbewährten
305 Zentimeter-Mörser furchtbar hinüberfunkten. Die
Stellung wurde jedoch für die Russen dadurch unhaltbar,
daß unsere Truppen den Dunajec bei Otfinow mittelst
Pontons überschritten, dann auf Jabno und Dombrowa
vorrückten und damit die Lokalbahn sperren,
die von Tarnow nach der russischen Grenze führt.
Schon damit war eigentlich die Verbindung zwischen
der russischen Nordarmee und der dritten Armee
zerschnitten. Gleichzeitig rückte eine zweite Gruppe
südlich von Tarnow über die Biala vor, vertrieb die
 Russen von den Dobrotynhöhen, welche die Biala
begleiten, und wendete sich gegen Bilzno und Dembica,
das auf der Bahnlinie von Tarnow nach Rzeszow
liegt. Hiedurch war der Fall Tarnows entschieden.
Die Abteilungen der Reichswehr und der Kavallerie,

die Tarnow den Rückzug zu decken hatten, wurden
teils niedergehauen, teils gefangengenommen. Die
Orte östlich und nordöstlich Dembica wurden gestern von
den Oberösterreichern, Salzburgern und Tirolern ein-
genommen.

Südlich von der Armee Josef Ferdinand operiert,
wie bekannt, die Armee Mackensen. Ihr im raschesten
Vordringen durchgeführter Vorstoß über Jaslo und
Krosno hinaus hat, wie der heutige Bericht unseres
Generalstabes darlegt, die Reste der russischen dritten
Armee in den Raum um Sanol und Bislo östlich
des Oberlaufs des San zusammengebrängt. In Jaslo
gelang den vorrückenden Truppen Mackensens, wie im
„Lokalanzeiger“ geschildert wird, ein reicher Fang.
Von hier aus war Radlo Dimitriew schon am
Montag auf Automobilen nach Rzeszow entflohen,
aber alle Vorräte und das wertvolle Kriegsmaterial
des Armeekorpskommandos, Telegraphen- und Tele-
phonapparate, Automobile und Flugzeuge mußten
zurückbleiben, auch zwei Züge des russischen
Roten Kreuzes und zehn Waggonen Liebesgaben wurden
erbeutet — in der Nähe der Wisloka übrigens ein
großes Viehdepot mit 2800 Stück Rindern. Auch das

Hauptspital der Armee mit Ärzten, Pflegern, Train,
vielen Verwundeten sowie in allen Bahnhöfen reiches
Eisenbahnmateriel fiel in die Hände des Siegers. Es
war die Wirkung des raschen Vorrückens, daß die
 Russen die große Eisenbahnbrücke über den Kopa unver-
fehrt ihrem Verfolger in die Hände lieferten und die
 Sprengung der Eisenbahnbrücke über die Wisloka
durch die nachsehenden Husaren verhindert wurde.

Während also vom Westen her der Uebergang
über den Wisloka erlämpft wurde, rückt vom Süden
in raschem Zuge die Armee Boroevic mit der ihr an-
geschlossenen Gruppe Marwitz vor. Die Linie Bukowsko
—Baligrod—Dwernik ist bereits, wie aus dem Bericht
zu ersehen, erreicht und hiemit muß auch der Lupfower
Paß für die sich zurückziehende Bestidenarmee ent-
weder gesperrt oder mindestens gefährdet sein. Die
russische Bestiden- oder Dulkaarmee befindet sich, wie
ungarische Blätter melden, in einer Sackgasse, welche
die Form einer nach Norden gerichteten Ellipse hat.
Bedeutende Bruchteile dieser Armee sind bereits als
Gefangene den Verblüdeten in die Hände gefallen
und bilden den Hauptteil der 20.000 Gefangenen, die
in den Karpathen eingebracht wurden. „In dem regel-
losen Durcheinander, wird der „Berliner Zeitung“
aus Galizien geschrieben, schieben sich die ungeordneten
Verbände über die galizische Grenze, immer mehr
Truppenkörper versängen sich in eingeleiteter Wald-
zone auf der Nordabdachung des Bestidenwalles.“
Endlich wurde auch nach Aufrollung der Bes-
tidenarmee die achte russische Armee, die Armee
Brusilow, die den Raum zwischen dem Lupfower
und dem Uzofer Paß hielt, in die rückläufige
Bewegung hineingerissen. Ihr folgt die zweite öster-
reichisch-ungarische Armee, deren Vormarsch aus den
Quellgebieten der Spiroka und des Ung vor sich geht.
Den Abschluß des Bildes bilden die Kämpfe in Süd-
ostgalizien und unser Erfolg auf den Höhen nordöstlich
von Ottynia, wo der Kampf im übrigen noch
andauert. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, es
sich auszumalen, wie sehr der Sieg in Galizien seiner
Vollendung entgegenreife würde, wenn sich von der
ostgalizischen Gruppe aus starke Wirkungen geltend
machen würden.

*

Vom westlichen Kriegsschauplatz kommen heute
wichtige Nachrichten. Das französische Oberkommando
ist bemüht, den moralischen Eindruck, den die furcht-
bare Niederlage der Russen in Galizien hervorgerufen
hat, auszugleichen, und hat darum mit gewaltigem
Aufgebot an Streitkräften und Streitmitteln eine
Offensive westlich von Lille eröffnet, die sich in dem
Raume etwa zwischen Bethune und Arras vollzieht.
Hier wurden außer den dort schon früher
tätigen Truppen vier neue Armeekorps gegen die
deutschen Stellungen in Bewegung gesetzt. Gleich-
zeitig unternahmen die Engländer nördlich von
Neuport einen Vorstoß, sowohl als Gegenstoß
gegen das erfolgreiche Vordringen der Deutschen
auf Neuport, als auch um die Kräfte in Nordflandern
zu binden. Die große englisch-französische Offensive
zwischen Lille und Arras wurde fast an der ganzen
Front abgeschlagen, nur in der Gegend zwischen
Neuville und Carancy, zwei Orten nordwestlich von

Arras, die etwa zehn Kilometer voneinander entfernt liegen, gelang es den Franzosen, sich in der vordersten Linie der Deutschen festzusetzen. Ein deutscher Gegenangriff sucht ihnen den Gewinn zu entreißen. Man darf nach den bisherigen Erfahrungen, die uns das Schicksal der französischen Offensiven dargeboten haben, den Schluß ziehen, daß es den Deutschen gelingen wird, den Gegner wieder in seine alten Stellungen zurückzuweisen. Gerade hier ist, was nicht im ersten Anlauf zustande gebracht wird, später umso schwerer zu erringen, weil, wie die Gegner es selbst wiederholt dargestellt haben, die Deutschen hinter der Front durch die Einrichtung fliegender Korps die Möglichkeit besitzen, immer dorthin Verstärkungen zu werfen, wo ein Teil der Front einen starken Druck erfährt. Uebrigens wäre sogar mit dem, was die Franzosen bisher erreicht haben, bloß eine an sich belanglose Frontverschiebung gegeben.

Der Untergang der „Lusitania“.

Aussage des Kapitäns.

Lisfale, 11. Mai. (Neuter.) In der Untersuchung über die Versenkung der „Lusitania“ sagte Kapitän Turner aus: Als die gefährliche Zone erreicht war, wurden alle Boote zum Herablassen kargemacht und alle Schotten geschlossen. Die Geschwindigkeit wurde wegen Nebels auf 15 Knoten vermindert, dann aber wieder

allmählich auf 18 erhöht. Es wurden drahtlose Telegramme empfangen, aber keine ausgesandt. Plötzlich rief ein Offizier: „Da ist ein Torpedol!“ Der Kapitän lief nach der Seite des Ausers und sah noch das Schaumband. Der Torpedo traf. Der Kapitän ordnete an, daß die Boote ausgelegt und Frauen und Kinder zuerst in Sicherheit gebracht werden. Es wurde vergeblich versucht, die Schnelligkeit des Schiffes herabzumindern. Es war gefährlich, die Boote herabzulassen, ehe die Geschwindigkeit verringert war. Das Schiff hatte noch Fahrt, als es sank. Es blieb 20 Minuten lang flott. Am Auslug waren zwei Leute. Es entstand keine Panik. Der Kapitän schloß, er habe genau die Befehle befolgt und würde ein zweitesmal wieder so handeln.

764 Gerettete.

Kopenhagen, 11. Mai. Der Generalagent der Cunard-Linie gibt die Gesamtzahl der Geretteten der „Lusitania“ mit 764 an: 462 Passagiere und 302 Angehörige der Besatzung. Es wurden weitere 144 Leichen gefunden; von ihnen sind 87 identifiziert, und zwar 65 Passagiere und 22 Mann der Besatzung. Bei 57 Personen ist die Identität nicht festgestellt. Verwundet sind 30 Passagiere und 17 Mann der Besatzung.

London, 10. Mai. Der Generalpostmeister teilt mit, daß die „Lusitania“ achtzig Postfäcke an Bord hatte.

Mangel an Organisation.

London, 10. Mai. Die „Times“ berichten: Ein amerikanischer Passagier der „Lusitania“ namens Isaac Lehmann forderte die Matrosen, als das Schiff vom ersten Torpedoschuß getroffen worden war, auf, ein Boot herabzulassen. Der Mann antwortete, der Kapitän habe nicht befohlen, dies zu tun. Lehmann zwang darauf den Mann mit dem Revolver, ein Boot hinabzulassen, das glücklicherweise abfuhr. Weiter berichten die „Times“: Augenzeugen sagen aus, daß die „Lusitania“ langsam fuhr, daß beim Herablassen der Boote Mangel an Organisation und Disziplin herrschte und mehrere Boote noch in den Davits hingen, als das Schiff unterging.

Racheaufbruch in Liverpool.

London, 10. Mai. Die „Daily News“ berichten aus Liverpool: Duzende von Laden, die Deutschen und Österreichern gehören, wurden geplündert. Die Fenster wurden zertrümmert, die Möbel und Vorräte auf die Straße geworfen. Der wütende Pöbel zog in der Nordstadt von einem Laden zum anderen; kein Laden mit deutschem Namen blieb verschont. Die gesamte städtische Polizei und berittene Gendarmerie versuchten es mit der Menge aufzunehmen, aber der Pöbel, mit Stöcken und Steinen bewaffnet, setzte unwiderstehlich das Werk der Zerstörung fort. Die Unruhen begannen Samstag und setzten sich Sonntag mittag fort. Abends wurde die Lage ernst. Es handelte sich zweifellos um ein organisiertes Vorgehen; Ziegel und andere zum Werfen geeignete Gegenstände waren in der Nähe der Laden verborgen, um den Angriff vorzubereiten.

Ein Ueberfall auf Deutsche.

London, 10. Mai. Das Neutersche Büro meldet aus Victoria (Britisch-Kolumbien): Ein Haufe von mehreren hundert Leuten, geführt von Soldaten in Uniform, stürmte den deutschen Klub und das deutsche Hotel und zertrümmerte das Mobiliar.

Rachegeheiß in London.

London, 10. Mai. Die hiesigen Abendblätter erinnern bei Besprechung der Versenkung der „Lusitania“ daran, daß 20.000 Deutsche in England wohnen, und verlangen, daß diese alle ohne Rücksicht auf ihre Stellung in Konzentrationslager gebracht werden. Ein anderer Vorschlag geht dahin, alle Deutschen soweit ihres Eigentums zu berauben, daß dadurch der Wert des zerstörten Schiffes dreimal gedeckt würde. Außerdem wird vorgeschlagen, die angesehensten deutschen Zivilisten auf den Liniendampfern als Geiseln mitzuführen, damit sie von ihren Landsleuten torpediert werden könnten. Die Blätter bringen übertrieben grausvolle Einzelheiten vom Untergang des Schiffes.

Anfragen im Unterhause.

London, 11. Mai. (Unterhaus.) Auf die Frage, ob die Regierung Schritte tat, um Deutschlands wiederholte Uebertretungen der Haager Konvention zur Kenntnis der Unterzeichner zu bringen, sagte Premierminister Asquith, daß Deutschland den Krieg mit einem flagranten Vertragsbruch begann und mit zunehmender Mißachtung der Uebereinkünfte früher gut bejudener Bestimmungen über die Kriegsführung fortsetzte. Diese Tatsachen, bemerkte der Premierminister weiter, sind allgemein bekannt und es hat keinen Zweck, mit der genannten Regierung in Verbindung zu treten, außer wenn wir zu irgend einer Aktion übergehen sollen. Wir vertrauen darauf, daß die neutralen Nationen immer mehr begreifen werden, daß die Ereignisse des Krieges die ganze zivilisierte Welt und die Zukunft der Menschheit berühren.

Auf eine Anfrage wegen der „Lusitania“ führte Marineminister Churchill aus, daß er es für übereilt halte, die Angelegenheit zu besprechen, ehe die amtliche Untersuchung beendet sei, da die Admiralität der „Lusitania“ eine Warnung sendete und ihr gleichzeitig den Kurs anwies, welchen sie einhalten sollte.

In Beantwortung einer Anfrage, warum die „Lusitania“ nicht eskortiert worden sei, antwortete Churchill, daß die Regierung von Zeit zu Zeit trachtete, Eskorten für die Schiffe zu beschaffen, welche Truppen, Munition und Frachten, die die Regierung nötig hatte, brachten, daß jedoch der Grundsatz befolgt worden sei, jedes Handelsschiff für sich selbst sorgen zu lassen. Bisher gab es nichts, was gegen die Nichtigkeit dieses Grundsatzes sprach. Die traurige Ausnahme der Versenkung der „Lusitania“ darf aber nicht vergessen lassen, daß der englische Ueberseehandel ohne nennenswerten Verlust fortgesetzt wird.

Aufregung in Amerika.

London, 11. Mai. Die „Daily Mail“ meldet aus New-York: Der deutsche Botschafter erhielt einen Drohbrief, worin es heißt, daß die deutsche Botschaft Montag nacht um 1 Uhr 32 Minuten in die Luft

gesprengt werden würde. Graf Bernstorff teilte den Brief den Zeitungen mit der Bemerkung mit, daß er zu der angegebenen Zeit schlafen werde.

Es besteht kein Zweifel, daß Präsident Wilson fest entschlossen ist, wenn möglich, einen Krieg zu vermeiden. Staatssekretär Bryan sprach die Mahnung aus, ruhig zu bleiben.

Dernburg hielt in Cleveland eine Rede, worin er sagte: England hat im Winter die Nordsee als Kriegsgebiet erklärt. Es erfolgte kein Protest der Vereinigten Staaten oder der anderen Neutralen. England hielt alle neutralen Schiffe mit Nichtkonterbande auf. Keine Lebensmittel erreichten seit Kriegsausbruch Deutschland. Das Völkerrecht erkennt nicht das Recht an, ein ganzes Volk auszuhungern. Als Repressalie erklärte Deutschland die Gewässer um England als Kriegsgebiet und begann den Unterseebootskrieg. Der Kapitän der „Lusitania“ beeidigte die Ladung als Metalle und Munition. Das Schiffmanifest führte 360.000 Pfund Messing, 60.000 Pfund Kupfer, 189 Kisten mit militärischen Artikeln, 1271 Kisten Munition und 1200 Kisten Patronen für London an. Dernburg wies darauf hin, daß die deutsche Warnungsanzeige wieder erschienen sei.

London, 11. Mai. Die „Daily News“ melden aus Washington: Die deutsche Botschaft wird von der Polizei besonders bewacht, um einen etwaigen Angriff auf sie zu verhindern. Es wird keinen Krieg mit Deutschland geben; das Volk fordert auch das nicht, ebensowenig die bittersten Kritiker.

Kopenhagen, 11. Mai. Die „Berlingske Tidende“ meldet aus New-York: Trotz großer Erbitterung der englisch-amerikanischen Presse unternahm die amerikanische Regierung bisher in Angelegenheit der „Lusitania“ nichts; sie wartet erst nähere Aufklärung ab.

„Tiefes Bedauern.“

Washington, 11. Mai. (Reuter.) Botschafter Graf Bernstorff suchte den Staatssekretär Bryan auf und sprach ihm sein tiefes Bedauern darüber aus, daß die Kriegereignisse zum Verlust so vieler amerikanischer Menschenleben geführt haben.

Wilson's Absichten.

Philadelphia, 11. Mai. (Reuter.) Präsident Wilson sprach hier vor 4000 naturalisierten Amerikanern und machte hierbei die erste Andeutung über die wahrscheinliche Haltung der Vereinigten Staaten in der Frage der Verurteilung der „Lusitania“. Der Präsident sagte, obwohl die Vereinigten Staaten den Frieden aufrechterhalten würden, würden sie versuchen, Deutschland vom Unrecht dieser Tragödie zu überzeugen.

Senator Stone verteidigt Deutschland.

London, 11. Mai. Der „Daily Telegraph“ berichtet aus Washington: Senator Stone, der Vorsitzende der Senatskommission für auswärtige Angelegenheiten, äußerte sich folgendermaßen:

Wir dürfen nicht übersehen, daß die „Lusitania“ ein englisches Schiff war, unter englischer Flagge fuhr und verpflichtet war, jederzeit in den Dienst der englischen Regierung zu treten. Es ist auch erklärt worden, daß das Schiff, als es angegriffen wurde, Reservisten an Bord hatte, die nach England gingen, um in das englische Heer einzutreten. Die Passagiere befanden sich infolge der halbamtlichen Warnung durch die deutsche Botschaft in voller Kenntnis der ihnen drohenden Gefahr, als sie sich auf das Schiff einer kriegführenden Partei begaben, auf welchem sie sich wie auf englischem Boden befanden. Ihre Lage war dieselbe wie innerhalb der Mauern einer besetzten englischen Stadt. Was kann die Regierung der Vereinigten Staaten tun, wenn sich Staatsangehörige in einer belagerten Stadt befinden und dort verlegt werden?

Stone erklärte, der Fall des Dampfers „Gulflight“ sei ein viel schmerzlicherer und ernsthafterer Unfall als der der „Lusitania“.

*** Nebel angebrachte Behleidiigkeit. Die „Reichspost“**
ist schon wieder über uns entrüstet: Wir haben ihr nämlich
das Schmerzlichste angetan, das heißt aus ihr gittert. Und
diese Beleuchtung ist immer so grell, daß sie wütend ausschreit.
Aber sie wird den Sachverhalt nicht verbiegen. Die Frage
ist nicht, ob die Torpedierung der „Lusitania“ völkerrechtlich
zulässig war und ob der harte Krieg sie rechtfertigt; darüber
brauchen wir von der „Reichspost“ keine Vorlesungen zu hören.
Sondern was uns als die Befundung eines seltsamen Christen-
tums aufgefallen ist, ist dieses: bei der Torpedierung sind 1600
Menschen umgekommen und die „Reichspost“ findet die Klage
um den qualvollen Tod so vieler Menschen eine **abel ange-**
brachte Behleidiigkeit! Auch wenn es wirklich lauter
„Feinde“ gewesen wären, so bleibt dieses freudige Wehagen an dem
Massetod doch eine erstaunliche christliche Leistung! Und das
betet noch das päpstliche Friedensgebet! Nicht die **Tor-**
pedierung haben wir getadelt, den Jubel darüber
finden wir abscheulich! Was aber den englischen Aus-
hungerungsplan zu sagen ist, ist von uns unzähligemal
und kräftig gesagt worden; aber wenn sechshundert
Menschen getötet werden, so überlassen wir die
freudige Bewegung darüber schon gegen den Christen der
„Reichspost“! Das Christenblatt möchte sich nun mit dem
Urteil der „sozialdemokratischen“ „Welt am Montag“ trösten,
aber das Blatt hat (wie wir alsogleich feststellten) mit der
Sozialdemokratie so viel gemein wie die „Reichspost“ mit
wahren Christentum! Wobei sie einen Beweis der Verlässlichkeit
der Berichterstattung des Wolffschen Büro sofort zur Hand hat!

Mümel, Mühl

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 131.

TAG: 12. 5. 1915/5

Ueber die Grenze nach Sibland!

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwess.)

Düpreßquartier, 6. Mai.

Der militärische Eroberungszug der Russen nach Memel hat in seinen Folgen eine Wendung bekommen, deren strategische Bedeutung jetzt noch nicht abgeschätzt werden kann. Sicher, ohne es zu wollen und zu ahnen, lenkten die Russen deutsche Kräfte nach der russischen Nordwestecke. Mit überraschender Ploglichkeit holten die Deutschen zu einem Vorstoß aus, der sie am dritten Tage in die Nähe von Vibau und Mitau brachte. Jetzt schon sind wichtige Bahnverbindungen in deutschen Händen. Die Deutschen zählten in das Netz hinein, dessen Zerstückung den Seamer außerordentlich schwächt. Der Jubel über die Zurückwerfung der Russen nahm erklärlicherweise in den Kreisen Memel und Tilsit sehr lebhaftere Formen an. Ein Teil der Niederung war über drei Monate lang von den Russen besetzt. Wenn diese daraus auch schon seit einem Vierteljahr vertrieben worden sind, so legte sich die Angst und Besorgnis, der unerbetene Gast könne vielleicht noch einmal wiederkommen, wie ein lähmender Alp auf die Gemüter. Der russische Einfall in Memel steigerte die Besorgnisse. Die von Sorgen angeregte Phantasie sah bereits ungeheure zarische Heeresmassen auf Tilsit zumarschieren; da kam, selbst für die meisten Tilsiter überraschend, die Kunde von dem fluchtartigen Zurückweichen der Russen vor den in Eilmärschen auf Mitau vorwärtsstürmenden Deutschen. Nun denkt niemand mehr daran, daß in diesem Kriege noch einmal eine kämpfende russische Truppe deutsches Gebiet betreten könnte. Mit größerem Vertrauen, mit neugestärkter Lust gehen die Leute nun wieder an die Arbeit. Nicht, als ob viel versäumt worden wäre; davon kann keine Rede sein. Ich bin geradezu überrascht von dem Umfang der erledigten Landarbeiten in der Niederung. In den Gärten und auf den Feldern spricht die Saat, knospet und keimt es; der Dank der Natur für die ihr liebend gewidmete Tätigkeit. Allerdings, noch bleibt viel zu tun. Vor allem auch in der Belegung der Ställe und in dem Bohnlichmachen der Seime. Die Wohnungen sind vielfach in trauriger Verfassung, die Einrichtungen zum Teil verschwunden. Kein Rufen, Grunzen und Biehern tönt wie sonst aus den Ställen; auch das Arbeitsgerät muß erst noch wieder vervollständigt werden. Der Landmann, nicht zuletzt der kleine selbstwirtschaftende Besitzer, steht vor einer schwierigen Aufgabe. Fast könnte man glauben, sie müsse ihn zu Boden drücken. Aber mit stauenswerter Elastizität richtet er sich auf und sucht die Widerwärtigkeiten zu überwinden. Unser Wagen faßt durch eine prächtige Birkenallee. Im feischen Grün der hängenden Zweige spielt die Sonne. Auf den Feldern rühren sich fleißige Hände; Kinder tummeln sich im Freien. Ein kleines Mädchen versucht, ein Bündel Blumen in unseren Wagen zu werfen. Auf einmal ein Knall, eine Panne. Bei dem trockenen Wetter fallen viele Nägel aus den Holzwagen; sie sind eine böse Gefahr für die Gummireifen. Einer von ihnen hatte sich in den Mantel eines Reisens eingehohlet und den Luftschlauch durchstoßen. Gerade vor unserer Unfallstelle ist ein Landmann mit

dem Einlegen von Rübensamen beschäftigt; seine Frau ist dabei behilflich. Er grüßt uns, erkundigt sich nach unserem Unfall. Ich frage ihn nach seinen Erlebnissen. Der Bierzigjährige war kurze Zeit Soldat; irgend ein körperlicher Fehler befreite ihn von weiterem Kriegsdienst. Unverdorren begab er sich an die Bestellung seines Feldes. Leicht war das nicht; alles Vieh hatten die Russen fortgetrieben und in seiner Wirtschaft alles zerstört. Die Vorentscheidung auf den Kriegsschaden hatte der unsterbliche Aufenthalt in Tilsit aufgezehrt. Hier weilte er mit seiner Familie, zu der noch ein Kind und die alte Schwiegermutter gehören, während die Russen auf seinem Anwesen hausten. Jetzt hat er ein Pferd bekommen und in rüstiger Tätigkeit, zusammen mit seiner Frau, die Ackerarbeit bewältigt. Nun kommt die kleine Arbeit in Haus und Garten an die Reihe. Das Hauswesen besorgt die alte Mutter. In den nächsten Tagen hofft der Unverzagte, sich eine Milchkuh holen zu können. Dann ist er aus der größten Not heraus. Nicht verdrossen, mit fast heiterem Gesicht erzählt das der Mann. Man merkt es ihm an: diese Arbeit ist ihm liebgeworden, ist Bedürfnis. Ich frage, ob wir, mein Kollege und ich, vielleicht eine Tasse Kaffee bekommen können. „Gern, aber nur Malzkaffee.“ Wir nehmen dankend an. Die Frau führt uns in ihre Wohnstube. Ein Tisch stand darin, ein halbes Sofa und zwei aus rohen Brettern gezimmerte Sitzbänke vervollständigten die Einrichtung. Die frühere war bis auf den Tisch und das halbe Sofa von den Russen wahrscheinlich verfeuert worden. Trotz der Einfachheit atmte der Raum Ordentlichkeit und sogar Behaglichkeit. Alles war ziemlich sauber. Den Schmutz, den die Russen an den Wänden hinterlassen hatten, konnten wir draußen auf dem Müllhaufen anstaunen. Die Frau hatte ihn mit dem Anstrich und an manchen Stellen mit einer Schicht Mörtel zusammen abgeträgt, um das Haus von totem und lebendigem Unrat zu reinigen. Durch die blankgeputzten Fensterscheiben äugte die Sonne herein, ließ ihre Strahlen über den blitzblanken Fußboden und das schneeweiße Tisch Tuch spielen. Bald stand eine Kanne mit Malzkaffee auf dem Tische; auch etwas Brot, selbstgebackenes, brachte die freundlich lächelnde Frau herein. Ehe noch die Panne am Wagen behoben war, hatten wir Kaffee und Brot verschwinden lassen. Einige Mühe machte es uns nur, die Leute zu bewegen, Bezahlung für das so freundlich Gebotene anzunehmen. Bei ihrem eigenen Mangel glaubten sie noch ganz fremden Menschen Gastfreundschaft bieten zu müssen. Nach einer kurzen Fahrt holpert der Wagen über eine Notbrücke; auf dem einen Ufer standen die preussischen, auf dem anderen die russischen Grenzbäume.

Jenseits der Grenze sieht es zunächst noch sehr unwirtlich aus. Nur wenige Felder sind bestellt; die armseligen Hütten der hier anässigen Litauer stehen zum Teil trostlos öde und verlassen in der tristen Landschaft. In einzelnen Häusern sieht man deutsche Soldaten; selten läßt sich eine der zum Erbarmen elend gelleideten Frauen sehen, noch seltener ein Mann. Später bekommt die Landschaft ein freundlicheres Aussehen. An Baumgruppen, gutgepflegten Feldern, an Ortschaften mit einem starken Einschlag von Steinernen Häusern faßt der Wagen vorbei. In den Straßen tauchen behäbige, modern gelleidete Menschen auf. Wir fahren in der Richtung auf Riga zu. Dieses Gebiet, einst ein Besitz des deutschen Ritterordens, gilt als eines der fruchtbarsten des nördlichen Rußland. Von hier aus spannen vor dem Kriege noch viele Fäden nach Deutschland hinüber. Die deutsche Sprache, deutsche Gewohnheiten blieben erhalten, obwohl das Land mehrmals den Herrscher wechselte. Besonders starke Handelsbeziehungen mit Deutschland unterhielt Riga. In der Duna, fünfzehn Kilometer von der Mündung

in das Baltische Meer gelegen, zählt die Stadt mehr als dreihunderttausend Einwohner. Ein deutscher Bischof, Albert, gab den ersten Anstoß zu dem Emporblühen Rigas. Hier errichtete er seine Residenz, gründete 1202 den Orden der Schwertbrüder, der sich später mit dem in Preußen zu Macht und Glanz erstarkten deutschen Orden vereinigte. Der Orden riß nicht nur die Herrschaft über die Stadt, sondern über ganz Litauen an sich und machte die Landbevölkerung zu Hörigen. Ein starker Strom von Einwanderern aus deutschen Seestädten brachte Handelsgeist und Handelsbeziehungen nach Riga. Hamburger Recht kam hier zur Geltung und die Stadt schloß sich der Hansa an. So wuchs ihre Bedeutung trotz des ständigen Haders zwischen den Erzbischöfen und den Deutschrittern um die Oberherrschaft. Die schließlich obliegenden Ritter erbauten an der Düna eine Zwingburg, die im Jahre 1484 bei einem Aufstand der bedrängten Bürger gegen den Orden zerstört wurde. Den Wiederaufbau konnten jedoch die Empörer nicht verhindern. Im Jahre 1525 verhofften sie der Reformation Eingang; 1541 trat die Stadt dem Schmalkaldischen Bunde bei. Die Bürgerherrlichkeit dauerte jedoch nicht lange. Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam die Stadt unter die Herrschaft Polens und damit wieder unter die der katholischen Kirche. Bereits im Jahre 1621 wurde der polnische weiße Adler durch Gustav Adolf vertrieben; Riga wird schwedisches Besitztum. Es reizte dann des Zaren Alexej Belüfte. 1658 belagerte er die Stadt, vergeblich zwar, doch zwang sie später der Hunger unter russische Herrschaft. Sieben Monate lang trogte sie der Belagerung durch Peter den Großen, dann erlag sie dem Mangel an Lebensmitteln und dem Wüten von Epidemien. Elf Jahre später (1721) wurde durch den Nystader Frieden ganz Livland dem Zarenreich einverleibt. — Im Laufe der Zeit hat sich Riga dank seiner günstigen Lage und seiner fruchtbaren Umgebung zu einer bedeutenden Handels- und Industriestadt, in Verbindung damit zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt entwickelt. Die Stadt hat direkte Verbindung mit allen russischen Hauptlinien und ist außerdem einer der wichtigsten Hafenplätze. Es wäre für Rußland, wirtschaftlich und militärisch, ein böser Schlag, wenn es diesen Platz den Deutschen räumen müßte.

Skifahrer im Winterkriege.

Der Krieg im Gebirge. — Unterricht im Hinterlande. — Die Truppen des Hauptmannes Czant. — Polarhunde in der Armee.

(Von unserem Kriegsberichterstatter
Georg Bittner.)

Der Schnee ist aus den Bergen verschwunden, die Soldaten und Offiziere, die während des Winters Skipatrouillen gebildet hatten, liegen wieder in den Schwarzmütten. **Alzu viele sind ihrer nicht gewesen, denn die Ausbildung im Skifahren wurde bisher in allen europäischen Armeen — mit Ausnahme der Schwedischen, in der jeder Infanterist skifährt — recht stiefmütterlich behandelt.** Man hat es eben für unmöglich gehalten, daß es je zu einem Winterkriege kommen werde, und hat nicht daran geglaubt, daß Armeen gar einen Winterkrieg im Gebirge aushalten könnten. Und nun haben wir doch im härtesten Winter, der seit Jahrzehnten dagewesen ist, den Krieg in den Karpathen geführt.

Immerhin ist sicherlich von allen in Betracht kommenden Armeen die österreichisch-ungarische verhältnismäßig noch am besten daran gewesen, und das ist das ausschließliche Verdienst zweier Männer: Matthias Zbarsky, des Erfinders der alpinen Skifahrtechnik und der alpinen Skibindung, und des Oberstleutnants Wahl, der gemeinsam mit Zbarsky die Skiführerinstruktionen für die Armee verfaßt hat. Zbarsky machte vor Jahr und Tag der Armeeführung den Vorschlag, in der Armee ein Skibataillon zu bilden und im Kriegsfalle diesem technisch vollkommen ausgebildeten und entsprechend ausgerüsteten Stock von Fahrern die entsprechenden Mannschaften zum winterlichen Patrouillendienst zu entnehmen. Dieser Plan, dessen Wert ja zweifellos erkannt wurde, scheiterte an den niedrigen Ständen, an denen damals alle Teile unserer Armee litten. Damit fiel leider auch der zweite Vorschlag Zbarskys ins Wasser, der ohne jede Entschädigung, nur um dem Vaterlande zu dienen, im Arsenal eine Skiwerkstätte einrichten wollte. Immerhin konnte Zbarsky mit der kongenialen Unterstützung des damaligen Hauptmannes, späteren Majors — gegenwärtig als beim Armeeoberkommando eingeteilten — Oberstleutnants Wahl im Hochgebirge eine Reihe von Offizierskursen abhalten, und auf Grund der hier gesammelten Erfahrungen verfaßten dann die beiden Herren gemeinsam die erwähnte Skiführerinstruktion.

Als die große Ueberraschung des Winterkrieges kam, wurden im Hinterlande noch mit großer Raschheit viele Hunderte von Skifahrern ausgebildet, was ja in Anbetracht der leichten Erlernbarkeit der für die Armee vorgeschriebenen Technik ganz wohlging. Sowohl in Deutschland wie auch in Oesterreich-Ungarn wurden zu dieser Behtätigkeit zahlreiche Sportsleute aus dem Zivilstande herangezogen, so in Wien Dr. Karl Freisler v. Seckendorff, Bezirksrat Gustav Pollak und Dr. Artur Kohn, die viele Hunderte von Soldaten heranzubildeten. Ein bayrischer Sportsmann, der in der Nähe von München Skifahrer abrichtete, wurde dafür mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Bei uns waren ferner unzählige Offiziere mit dem Unterricht von Skifahrern beschäftigt. Einige unter ihnen, die das Skifahren mehr von der sportmäßigen Seite zu betrachten gewohnt waren, unterrichteten nach der im Reglement nicht vorgeschriebenen norwegischen Methode. Hier den alten Streit über den Wert der beiden Methoden auch nur streifen zu wollen, wäre unzeitgemäß. Nur zwei Zahlen: Hauptmann Hermann Czant bildete nach der militärisch vorgeschriebenen Methode im Monate Februar binnen vierzehn Tagen dreitausend Mann zu vollkommenen Skifahrern aus. Ein Oberleutnant, der nach der norwegischen Methode unterrichtet, erzählte mir, daß er in sieben Wochen eine Abteilung von dreihundert Mann ausgebildet habe.

Ueber die Tätigkeit des Hauptmannes Czant werden vermutlich die Berichte der zweiten Armee vieles zu erzählen haben. Er hat in geradezu divinatorischer Weise seit vielen Jahren allwinterlich in den Karpathen größere Skibungen abgehalten. Die Aufgaben, welche die von ihm in größter Eile ausgebildeten Skikompanien auf der mehr als 100 Kilometer langen Karpathenfront lösten, waren die allermännigstschaffen. Als die Karpathenfront noch nicht geschlossen war und die Truppen dort im Bewegungskriege auf und ab wogten, mußten die Skifahrer überall sein, wo man plötzlich Truppen brauchte. Da war bald ein Tal zu sperren, zu dem Infanteristen durch den hohen Schnee nicht rasch genug vorgedrungen wären, dann war wieder eine taktisch wichtige Höhe zu besetzen, die von Skifahrern in Serpentinafen rascher zu erreichen war, als wenn Fußsoldaten über die steilen Hänge hätten vordringen wollen. Dann hatten die

stinken Fahrer, die lautlos und in ihren weißen Mänteln auch unsichtbar dahinglitten, in dem kuppelten unübersichtlichen Terrain die Verbindung zwischen einzelnen Truppenteilen herzustellen. Im Gebirge wäre die Aufrechterhaltung des Meldebienstes ohne sie einfach unmöglich gewesen. Ihre Tätigkeit bedeutete aber auch sonst eine ganz erhebliche Schonung des Menschenmaterials. Die Aufgabe solcher Truppenteile, die den Rückzug anderer zu decken haben, ist immer mißlich, besonders wenn sie dann durch den tiefen Schnee nachfolgen sollen. Skifahrer, die im allerletzten Augenblick blitzartig abfahren konnten, waren daher auch zur Deckung von Rückzügen besonders geeignet.

Als der Krieg auf den Höhenlinien zum Positionskrieg überging, hatten der Skifahrer in und hinter der Front neue Aufgaben. Sie hatten Verbindungen aufrechtzuerhalten, einzuspringen, wo in der Front eine Lücke entstanden war. Die schweren Schneefälle zerrissen natürlich die Telephonleitungen immer wieder. Wer wäre zur Auffassung des Schadens und zur Wiederherstellung geeigneter gewesen, als die Skifahrer, da ja die Telephonpatrouillen nicht vorwärts kamen. In den verschneiten Klüften mußten Verwundete, die da hinabgeraten waren, aufgesucht und geborgen werden, nach größeren Kämpfen suchten die Skifahrer das ganze Terrain ab und brachten die Verwundeten auf rasch zusammengestellten Skischlitten hinter die Front. Mit einem Worte, alles was Hauptmann Czant in seinen Büchern über den winterlichen Gebirgskrieg, die so ziemlich in alle Weltsprachen übersetzt wurden, geschrieben hat, traf ein und bewährte sich. Auch sein in allen Armeen bekannter Skischlitten für Maschinengewehre. Ihm ist es auch zu danken, daß seine Skibataillone, die ja Strapazen durchmachten, die sich nur der Alpinist richtig vorstellen kann, entsprechend ausgerüstet waren. Auch die Russen waren nach den Beobachtungen des Hauptmannes Czant für den winterlichen Gebirgskrieg nicht entsprechend ausgerüstet. Ihre Filzstiefel bewährten sich, solange trockene Kälte herrschte, und wurden, als die Zeit der Schneeschmelze kam, zur Katastrophe, weil sie sich natürlich voll Wasser fogen, das dann in der Nacht gefror.

Im Bereiche des Korps Hofmann traf ich Oberleutnant Josef G ü r t h v. G ü r t h f e l d, der sofort, nachdem er mit seiner neu ausgebildeten Mannschaft in der Front eingetroffen war, die wichtige Aufgabe erhielt, im Gebirge den rechten Flügel einer Brigade gegen feindliche Plankenangriffe zu sichern. Diese Aufgabe wurde trotz Schneesturmes und einer Kälte von 12 Grad vollkommen gelöst. Einmal gelang es tagelang nicht, die Verbindung zwischen dem Kommando und einer Brigade herzustellen, die im Gebirge wie verschwunden schien. Oberleutnant v. G ü r t h fand mit einem Skibataillon die Brigade in sechs

Stilfahrer im Hinterlande

Der Stilfahrer im Hinterlande — ein Bericht von der Expedition des Kommandanten v. G. — (Fortsetzung)

Der Stilfahrer ist ein aus dem Hinterlande kommendes, im Winter mit Schlitten, im Sommer mit Fuhrwerk transportiertes, in den nördlichen Gegenden Sibiriens vorkommendes, in der Regel aus Holz bestehendes, mit einem oder mehreren Personen besetztes, zum Transport von Waren und Personen dienendes Fahrzeug.

Stunden auf. Ein andermal erhielt er die Aufgabe, einen Rieserraum in breiter Front abzustreifen, um verstreute Russen einzufangen. Er fing ihrer ziemlich viele. Oft hatte er Befehl, hinter der russischen Front zu operieren. Die Schwierigkeit, hinter die Russen zu kommen, wurde einmal ebenso einfach wie schneidig gelöst. Oberleutnant v. Gürth stand mit seinen Leuten auf einer Höhe, am Fuße des Hanges saßen die Russen um Lagerfeuer. Die Stilfahrer flogen also im Schuß durch die feindlichen Reihen durch, waren dort in ihren weißen Mänteln nur einen Augenblick lang gespensterhaft sichtbar und waren schon Gott weiß wo, als sich die Russen von ihrem ersten Schreck erholt hatten. Bei Oberleutnant v. Gürth war auch Reserveleutnant Dr. König, der im vorigen Sommer eine Polar-Expedition antreten wollte, mit seinen Polarhunden eingeteilt. Mit den Hunden wurde ein Schlittentrain aufgestellt, der sich sehr gut bewährte. Es ging aber bei anderen Stiformationen auch ohne Hundetrain.

Die Leistungen der Stilfahrer werden jedenfalls dazu führen, nach diesem Kriege ihre Zahl ganz kolossal zu vermehren. Die denkbar besten Instruktionen, wie sie auszubilden und auszurüsten sein werden, hat die Armee bereits in der Hand.

Die Berichte der Expedition des Kommandanten v. G. sind in der Regel in der Form von Briefen an die Redaktion des Journals abgefaßt. In diesen Briefen werden die Ereignisse der Expedition in der Regel in der Reihenfolge, wie sie sich abgepielt haben, berichtet. Die Berichte sind in der Regel sehr ausführlich und enthalten viele Einzelheiten über die Expedition. In der Regel sind die Berichte in der Form von Briefen an die Redaktion des Journals abgefaßt. In diesen Briefen werden die Ereignisse der Expedition in der Regel in der Reihenfolge, wie sie sich abgepielt haben, berichtet. Die Berichte sind in der Regel sehr ausführlich und enthalten viele Einzelheiten über die Expedition.

Die Expedition des Kommandanten v. G. ist eine der wichtigsten Expeditionen der letzten Jahre. Sie hat uns viele interessante Einzelheiten über die Expeditionen im Hinterlande gebracht. In der Regel sind die Berichte in der Form von Briefen an die Redaktion des Journals abgefaßt. In diesen Briefen werden die Ereignisse der Expedition in der Regel in der Reihenfolge, wie sie sich abgepielt haben, berichtet. Die Berichte sind in der Regel sehr ausführlich und enthalten viele Einzelheiten über die Expedition.

Der Untergang der Lusitania.

Die Verantwortung trifft die großbritannische Regierung.

Berlin, 11. Mai. Das Wolffsche Büro meldet: Der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika sowie den Regierungen der neutralen Mächte in Europa wurde durch die bei ihnen beglaubigten kaiserlichen Vertreter eine Mitteilung folgenden Inhalts gemacht:

Die kaiserliche Regierung bedauert aufrichtig den Verlust von Menschenleben durch den Untergang der „Lusitania“, muß jedoch jede Verantwortung ablehnen. England hat Deutschland durch seinen Aushungerungsplan zu entsprechenden Vergeltungsmahregeln gezwungen und das deutsche Anerbieten, für den Fall des Aufgebens des Aushungerungsplanes den Unterseebootkrieg einzustellen, mit verschärften

Maßnahmen beantwortet. Englische Handelschiffe können schon deshalb nicht als gewöhnliche Kaufschiffe behandelt werden, weil sie gewöhnlich mächtig bewaffnet sind und wiederholt durch Rammen Angriffe auf unsere Schiffe unternahmen, so daß schon aus diesem Grunde eine Durchsuchung ausgeschlossen ist. Der englische Parlamentssekretär erklärte noch jüngst auf eine Anfrage Lord Bessers, daß nunmehr so gut wie alle englischen Handelschiffe bewaffnet und mit Handgranaten versehen seien.

Uebrigens gibt die englische Presse offen zu, daß die „Lusitania“ mit einer gefährlichen Geschützkraft ausgerüstet war. Der kaiserlichen Regierung ist ferner bekannt, daß die „Lusitania“ auf den letzten Reisen wiederholt große Mengen Kriegsmaterial beförderte, wie überhaupt die Cunard-Dampfer „Mauretania“ und „Lusitania“ infolge ihrer Schnelligkeit als besonders geschützt gegen Unterseebootangriffe betrachtet und mit Vorliebe zum Transport von Kriegsmaterial benützt wurden. Die „Lusitania“ hatte auf ihrer jetzigen Reise erwiehenermaßen 5400 Kisten Munition an Bord; auch die sonstige Ladung war größtenteils Konterbande.

Der Benützung der „Lusitania“ war, abgesehen von der allgemeinen deutschen Warnung, noch durch den Botschafter Grafen Bernstorff gewarnt worden. Die Warnung fand jedoch bei den Neutralen keine Beachtung, bei der Cunard-Linie und der englischen Presse sogar frevelhafte Verhöhnung. Wenn England auf diese Warnung hin jede Gefährdung des Schiffes bestritt, das Vorhandensein ausreichender Schutzmaßnahmen vorküschte und die Reisenden so zur Mißachtung der deutschen Warnungen sowie zur Benützung des Schiffes verführte, das nach Bewaffnung und Ladung der Versenkung verfallen war, trifft die Verantwortung für den von der kaiserlichen Regierung aus tiefster belagter Verlust von Menschenleben ausschließlich die großbritannische Regierung.

Ausfahrungen gegen Deutsche.

London, 11. Mai. Die „Daily News“ melden aus Liverpool vom 10. d.: Die Ausfahrungen gegen Deutsche nahmen heute größeren Umfang und gewaltfameren Charakter an als Tags zuvor. In verschiedenen Stadtteilen kamen zahlreiche Notheitsvergehen vor. An einigen Orten holte die Menge die Möbel aus den Häusern, verbrannte sie auf der Straße und tanzte um den Scheiterhaufen. In ganzen wurden etwa fünfzig Läden geplündert. Außer den früheren sechzig Verhaftungen wurden noch weitere Verhaftungen vorgenommen. Nachmittags gestaltete sich die Lage so ernst, daß die Behörden alle Schenken um 6 Uhr schlossen.

London, 11. Mai. Hier sowie in Birkenhead und Manchester zerstörte der Pöbel die deutschen Läden.

Maßnahmen.

London, 11. Mai. Die „Morning Post“ schreibt: Wir sind nicht im geringsten überrascht, wenn in Liverpool, London und anderwärts ein Aufruhr gegen Deutsche ausbricht; wir müssen uns bereitmachen für einen Krieg, der Generationen hindurch dauern kann, bis die endgültige Entscheidung fällt. Wenn ein Land ein anderes so haßt wie Deutschland England, kann es einen Waffenstillstand aus Erschöpfung geben, aber keinen dauernden Frieden, solange bis die eine oder die andere Nation untergeht. Die „Westminster Gazette“ schreibt: Die Greuelthaten können nur unsere Entschlossenheit verhärten und entflammen, den Krieg fortzuführen, bis wir uns und die Welt von dieser Barbarei befreien. Die Deutschen werden auf dieser Bahn schnell zum Hostis humani generis werden. Die „Daily News“ schreiben: Die Versenkung der „Lusitania“ übt auf die Kriegsführung keinen Einfluß aus, außer den, daß die Engländer von noch größerer Entschlossenheit besetzt sind, an den Urhebern dieser Barbarei um jeden Preis die gerechte Strafe zu vollziehen.

Einstellung der Schifffahrt.

London, 11. Mai. (Reuter.) Die Cunard-Linie teilt mit, daß am 15. d. kein Schiff abfahren wird. Auch die auf den 20. d. festgesetzte Ausreise der „Mauretania“ wird nicht erfolgen.

Abraten vor Reisen.

Washington, 12. Mai. Das Staatsdepartement tut alles, um den amerikanischen Touristen von Reisen nach Europa abzuraten, weil ihre Anwesenheit in der Kriegszone zu diplomatischen Verwicklungen führen könnte.

Keine Diskussion zwischen Holland und Amerika.

Amsterdam, 12. Mai. Nach den Blättern erachtet man den Bericht des Reuterschen Büros aus Washington, wonach der niederländische Gesandte dem Staatssekretär Bryan einen Besuch gemacht und ihm die Haltung der Niederlande in Angelegenheit der „Lusitania“ auseinandergesetzt haben soll, für höchst unwahrscheinlich, da nach den vorliegenden Informationen zwischen der niederländischen Regierung und ihrem Washingtoner Gesandten keine dahin gehenden Besprechungen stattgefunden haben.

Aus der Tiefe.

Aus einem Kriegstagebuch veröffentlicht das letzte Heft des von Wilhelm Ostwald herausgegebenen „Monistischen Jahrbuchens“ folgendes Stimmungsbild:

Wir sahen ganz friedlich beim Abendessen. Man hatte uns schon gesagt, daß zwischen 7 und 8 Uhr unsere Artillerie in der Nähe unseres rechten Flügels tätig sein würde. Die hatten wir auch brav schießen hören, aber Punkt $\frac{1}{2}$ 8 Uhr war alles ruhig. Und als wir gerade unsere Gedanken darüber austauschten, da schwankte der Boden und um 8 Uhr ging ein Ruck durch die Erde. Das Licht auf unserem Tisch erlosch. Im Dunkeln hörten wir den Sand von der Wand rieseln.

Was war das? Einige Minuten später meldete das Telephon: „Dorf B. ist eben in die Luft gesprengt worden.“ Entsetzen froh durch unseren Raum. Keiner wagte zu reden. Die Erde hatte gebebt im Anblick dieses furchtbaren Jammers. Ihr graute vor dem Witz der Menschen. Es war Krieg, allerdings war Krieg, aber eben hatte der Franzose da drüben noch von Heldentaten geträumt, eben hatten die zurückgebliebenen französischen Einwohner noch der Gefahren gedacht, denen ihre Söhne ausgesetzt waren. Und Träume der Zukunft zogen aus der Abenddämmerung ins eben erhellte Wohngemach. Wenn wieder Friede wäre. Ja, dann wollten sie hier sich alle wieder vereinen. Dann sollte nichts sie trennen. Und ihr Häuslein wollten sie herrichten zum Frühling, wenn der schreckliche Krieg vorüber wäre. Das sollte werden. Ja, wenn's erst so weit wäre! Und der französische Posten im Graben, der mochte an sein Mädel daheim denken. Wenn er sie wiedersähe. Ja, dann war das Geschick überstanden, dann atmete die Welt wieder auf, und er mit. Ja, dann wollte er . . .

Und da kam es, daß der Boden zuckte und ein Bleigewicht sich auf die Brust legte von allem, was da lebte. Nur

dampf hörten die Ohren noch den Kieselknall, dann versank das Bewußtsein in die Tiefe der Finsternis. Und was eben noch wohlgefärgt atmete und lebte, lag in tausend Stücke zerrissen am Boden. Nichts, was deutete, daß hier Menschen gewesen. Nichts, was man sonst sanft Heimat und Herd nennen möchte. Zertrümmert, zerschellt, in alle Winde gerissen, zersprang das Glück, das auch hier eine Heimstätte gefunden hatte. Und der Tod kletterte grinsend über die rauchenden Trümmer und schwang höhnlachend seine Sense über die Erde, deren Wesen von Nächstenliebe und Frieden auf Erden zur Weihnachtszeit redeten.

Und die brennende Lohse fraß um sich und erfaßte alles, was Menschengebilde war. Hoch schlugen die Flammen zum Himmel und leuchteten blutrot in die weite Nacht. Und wie alle Augen der im weiten Umkreis noch Lebenden hinstarrten auf diese ringenden Flammen, da gellte eine Stimme durch die Tiefe:

„Wißt ihr, was Krieg ist?“

Schaut her, ich zeige euch das Bild des Schreckens, das Bild des Entsetzens. Von Flammen zerfressene Häuser, in Felsen zerrissene Leiber, bluttriefende Strahlen. Es rast die Wut entfesselter Elemente, und alles, was hier Glück, Liebe, Heimat und Hoffnung war, ist begraben, vernichtet bis in alle Ewigkeit!

„Das ist Krieg! . . .“

Alle sahen das flammende Grab, nur die dafür Verantwortlichen, die sahen es wohl immer noch nicht . . .

In der Zeitung stand:

„Ein wichtiger Stützpunkt ist durch Sprengung genommen.“

Befriedigt nickt der Heimgebliebene. Also wieder ein Fortschritt.

MOESTER, Adolf

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 132.

TAG: 13.5.1915
77

Postalischer Ausflug.

(Von unserem Kriegsberichterstatler Dr. Adolf Kocler.)

Großes Hauptquartier, 2. Mai.

In dem mächtigen Organismus, den unser hier in Feindesland stehendes deutsches Heer darstellt, ist die Post eine Art von Nervensystem. Dieses System verbindet in tausend von Adern und Nerven täglich unser kämpfendes Heer mit dem heimatlichen Boden, aus dem es seine Kräfte saugt. Erst durch dieses feingegliederte postalische Nervensystem wird unser kämpfendes Heer ein Volkshaar. Anders als der mittelalterliche Landsknecht weiß heute jeder deutsche Soldat durch diese enge Verbindung mit der Heimat, daß er das wehrhafte Glied einer großen Familie ist, deren Freuden und Sorgen ihn auch auf dem Felde begleiten. Und anders wiederum als der Untertan aus der Zeit der Kabinettskriege erfährt heute der deutsche Bürger, der zu Hause arbeitet, täglich durch direkte Äußerungen seiner draußen kämpfenden Mitbürger, daß das Heer hier in Feindesland keine Söldnertruppe im Dienste irgend eines Sonderinteresses, sondern wirklich das zur Selbstverteidigung aufgerufene, einzig gewordene deutsche Volk ist. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Feldpost kein Anhängsel des Heereskörpers, sondern ein vollwertiges Glied, ohne das der Gesamtorganismus schwer geschädigt würde.

Von dieser Auffassung aus hat die deutsche Heeresleitung allen an sie herantretenden Versuchungen, den postalischen Verkehr zwischen Heer und Heimat einzuschränken, von vornherein strikt widerstanden — trotzdem diese Versuchungen gerade im Anfang des Krieges, als die wöchentlichen Sendungen in die Millionen gingen, sehr lockend waren. Anders als die englische und französische Heeresleitung hat sie lieber einen gewissen Mißbrauch der Postfreiheit geduldet, als daß sie dem schrankenlosen Verkehr zwischen Heimat und Soldat irgend etwas in den Weg legte.

Durch die Feldpost trägt der Soldat gewissermaßen die Heimat mit sich in Feindesland. Wird eine Stadt oder ein Dorf besetzt — das erste ist die Aufstellung eines Postkastens an irgend einem wichtigen Punkte. Manchmal genügt eine Zigarrenliste, manchmal ist es eine Tonne, und dieser primitive Behälter bleibt für die Truppe dann eine Art Heiligtum, zu dem jeder einmal am Tage mit seiner Karte oder seinem Briefe pilgert.

Nast jede, auch die kleinste Formation hat ihren Feldpostkasten. Ein richtiges Feldpostamt haben jedoch erst die Divisionen. Eine Infanteriedivision beschäftigt 18 Postbeamte, respektive Trainsoldaten. Ihre Beförderungsmittel bestehen aus drei zweispännigen Fahrzeugen mit vierzehn Pferden. Die Wagen werden zum Teil von Autos ersetzt. Dabei haben die Zeitungen den ersten Anspruch auf Schnellbeförderung, dann folgen die Briefe und Karten. Endlich die Pakete. Diese Feldpostexpeditionen der einzelnen Divisionen sind das Zentrum für die postalische Versorgung aller einzelnen Regimenter, Bataillone und Kompagnien. Ihre Aufgabe ist eine doppelte: sie sammeln zunächst alle nach der Heimat gehende Post auf und sortieren diese „grob“. Das heißt: sie stellen zum Beispiel Postbeutel mit Sachen größerer Städte her. Was nicht nach größeren Orten geht, kommt in besondere Beutel und wird später sortiert. Das ergibt also schon zwei Sortimente. Ein drittes besteht aus den Sachen, die nicht in die Heimat, sondern an andere Teile des Feldheeres bestimmt sind. So verlassen die Postbeutel der einzelnen Bataillone und Regimenter, die völlig unsortiert von den Formationen eingeliefert werden, die erste Station auf ihrem Wege nach der Heimat schon in einigermaßen geordnetem Zustand. Denn selbstverständlich

überwiegen die Sendungen nach den Städten mit bekannten Namen weitaus diejenigen nach kleineren unbekannteren Orten.

Die zweite Aufgabe einer solchen Expedition ist die Verteilung der von der Heimat kommenden Post. Das ist insofern einfach, als die eingehenden Sachen meist schon auf der Bahnfahrt oder gar zu Hause nach einzelnen Formationen (Regimentern, Bataillonen und Kompagnien) sortiert werden. In Hamburg wird zum Beispiel für das Regiment 76 wahrscheinlich täglich eine solche Menge von Postfachen eingeliefert, daß sich deren Sortierung schon dort lohnt... Im Bewegungskrieg hatte die Feldpost natürlich mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen als heute. Damals war es durchaus nicht selten, daß die Postanstalt einer Division an einem Tage einmal gar keine Heimatpost erhielt. Heute kommen mit der Eisenbahn oder mit dem Auto täglich mehrere Sendungen an und dicht hinter der Front begegnet man auf einer solchen Station einem Kommen und Gehen, einem Aus- und Einladen, einem Klappern des abstempelnden Personals, als ob man auf einem vielbeschäftigten Postamt einer Großstadt wäre.

Die Division ist also die feldpostalisch wichtigste Formation, wichtiger als die hier und da im Operations- und Etappengebiet eingerichteten kleineren Stationen, wichtiger aber auch als die großen Zentralen der Armeekorps- und Armeepostanstalten. Wegen dieser Wichtigkeit ist auch bei der Adressierung die Divisionsbezeichnung das Wichtigste. Die Ziffer des Armeekorps oder gar der Armee ist nicht nur überflüssig, sondern sie stört auch. Sie sollte also weggelassen werden. Division, Regiment und Kompagnie genügen. Bei der Notwendigkeit fortwährender Verschiebungen und Umgruppierungen ist es selbstverständlich nötig, daß die Feldpost jeden neuen Standort einer Truppe weiß. Dazu verhilft ihr die sogenannte „Feldpostübersicht“, eine von der Reichspost in kurzen Zwischenräumen herausgegebene Liste aller Formationen mit ihren Standorten. Diese Liste ist selbstverständlich nur wenigen Personen bekannt. Von dem riesigen Wachstum der postalischen Aufgaben zeugt jedoch die Tatsache, daß diese Liste, die im Anfang des Krieges nur 60 Seiten umfaßte, heute auf 302 Seiten angeschwollen ist. Gegenüber den Postanstalten einer Armee oder eines Armeekorps nimmt sich natürlich eine Divisionspoststation kleinstädtisch aus. Ich hatte jüngst Gelegenheit, in einer größeren Stadt hinter unserer Westfront (Sitz

eines Armeekorps) die gesamten postalischen Einrichtungen genau zu besichtigen, und kann in folgendem (leider nur in groben Zügen) ein Bild des ausgezeichnet funktionierenden Mechanismus geben.

Da war zuerst ein Postautopark — untergebracht in einem alten französischen Reitstall, aus dem wochenlang der Mist abgefahren werden mußte, ehe die Post einziehen konnte. Heute stehen die Autos dort, wie am Schnürchen aufgereiht; der Boden ist beschottert; elektrisches Licht gespannt; eine Freude, es anzusehen. Die Wagen sind zum Teil als Sortierwagen eingerichtet, mit Sortierpöden und Postbeutelhaken. Neben dieser Tiefgarage liegen die Mannschaftsräume, sauber, geräumig, mit Les- und Spielzimmern versehen. Umherstehende Musikinstrumente bezeugen, daß hier in freien Stunden musiziert wird. Auch ernstere Dinge werden getrieben: Stenographie, Französisch, Geographie. Für Chauffeure im Feindesland immerhin das Zeichen eines seltsamen Barbarismus. Dann folgen die Reparaturwerkstätten für den Autopark. Früher wurden alle Kraftwagen nach Hause zur Reparatur gesendet. Heute wird alles an Ort und Stelle repariert. Wie in einer Fabrik zu Hause

Böcker, Franz

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 132.

TAG: 13. 5. 1915/6

Die Ruinen von Zboro.

Bei den Stellungen in der Karpathenfront.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Franz Böcker.)

In einem russischen Automobil, das in einem waghalsigen Sturme erbeutet wurde, fuhr ich von Bartfeld nach der Front. Das Auto ratterte in den sonnen-durchtränkten Frühlingstag hinein, als ganz plötzlich gerade über unseren Köpfen ein russisches Flugzeug sichtbar wurde. Ruhig und gelassen zog es seine Bahnen, wiegte leicht nach rechts und links und wagte sich schließlich so weit nieder, daß wir das Brausen des Motors deutlich hören konnten. Der große Vogel in dem wolkenlosen, heiteren und windstillen Luftmeer wäre eine ganz schöne Sehenswürdigkeit gewesen, wenn man nicht hätte fürchten müssen, jeden Augenblick von einer Bombe getroffen zu werden. Dieser russische Pilot war übrigens in Bartfeld kein seltener Gast mehr; er kam täglich, um die Stellungen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee in den Karpathen auszukundschaften. Der Russe schien uns tatsächlich aufs Korn nehmen zu wollen. Er verfolgte uns, nahm den Schnelligkeitsrekord mit uns auf und hielt sich beständig über unseren Köpfen. Einmal höher und einmal niedriger, aber immer gerade über uns. Das mag so eine gute Viertelstunde gedauert haben und begann nachgerade unheimlich zu werden, als das Luftzeug zurückblieb und wir einen tüchtigen Vorsprung erreichten. Unser Weg führte zunächst nach Zboro der Front entgegen.

Im ersten Dorfe schon machten wir halt und wurden vom kommandierenden General empfangen. Der General erklärte, daß hier die Angriffe der Russen im Abflauen begriffen sind. Es ist für die russische Armee bezeichnend, daß die hier in Gefangenschaft geratenen russischen Soldaten unter den Mänteln Zivilkleidung tragen, und es spricht auch nicht gerade für die Unerkennbarkeit der

russischen Reserven, wenn unter den Gefangenen meistens Zwanzigjährige gefunden werden. Ebenso scheint es, als ob die an dieser Stelle kämpfenden Russen nicht genügend Munition hätten. Vor der russischen Front streifen unausgeseht Kosakenpatrouillen, um das Ueberlaufen der russischen Infanterie zu verhindern. Von hier aus sehen wir unseren Weg zu Fuß fort. Wir gehen über Steingeröll, Felsenriffe und Risse, durch ein wildromantisches Karpathengebiet unter unaufhörlichem, immer stärker werdendem Kanonendonner. Der Weg wird immer enger, die Steinwände immer höher, wir können uns nur von Schritt zu Schritt vorwärtskriechen und kommen endlich zu der Stelle, wo unsere Truppen lagern. Ein an die „Großgemeinde Hindenburg“ erinnerndes Bild zeigt mir in seiner eigentlichen idyllischen Art. Die Unterstände sind gut und praktisch ausgebaut und mit allem möglichen Hausrat versehen. Sie nahmen hier nicht nur Holz, sondern auch Heißig vom Fichtenstamm, womit die Liegestellen und Ruheplätze ausgefüllt sind. Vor manchem Unterstand gibt es sogar Blumenbeete, die trotz des unausgesehten Kanonendonners und Gewehrfeuers recht nett und lieblich angelegt wurden. Ich traf hier meistens Steirer und Krainer aus Graz und Laibach, die zum Teil ausruhen oder Briefe in ihre weite Heimat an Frau und Kind schreiben. Einige reinigten die Gewehre, sie qualmen aus Pfeifen mit Wassersäcken und paffen den blauen Rauch so ruhig in die Luft, als ob sie daheim beim Schoppen sitzen würden; eine andere Gruppe ist im Zeitungslernen vertieft, und vor einer blumengeschmückten Hütte sitzt ein junger blonder Lieutenant breit in einem Lehnstuhl und liest einen feinen Roman... Und die Kanonen donnern...

* * *

Wir kommen zu den Ruinen von Zboro. Ein Stück Mittelalter ist diese Ritterburg. Eingefallene Felsenmauern, in die Höhe ragende Befestigungen, Schanzen, höhlenähnliche Vertiefungen, torgroße Öffnungen: die Ueberreste des berühmten Katozzy-Kastells. Sie haben der Zeit widerstanden und widerstehen auch heute noch den russischen Granaten. Der Oberst, der uns hier führt, erklärt, daß wohl schon viele russische Granaten hier einschlugen, ohne besonderen Erfolg. Die Mauern erwiesen sich oftmals stärker als die Geschosse. In den unterirdischen Gängen haben unsere Truppen recht oft guten Schutz gefunden. Ich kletterte auf einen hochgelegenen Auslug und habe hier ein herrlich schönes Panorama vor mir. Unten im Tale liegt Zboro. Die Gemeinde war zum größten Teil in russischen Händen. Von hier aus sehe ich genau die Stellungen unserer Truppen und die Stellungen der Russen. Wir werden aufmerksam gemacht, in guter Deckung zu bleiben, denn die Russen haben ebenfalls einen guten Ausblick hieher und schießen auf jeden sich bietenden Zielpunkt. Wir krochen bis zum höchsten Punkte der Ruine und legten uns platt auf den Bauch. Von hier aus kann man jede Bewegung der Russen in Zboro sehen. Hinter der Gemeinde haben sie sich eingegraben; aber sie schießen nicht nur aus den Schützengräben auf uns, sondern auch aus den Häusern, Fenstern und Kellerlöchern, sofern sie ihnen einen guten Stand bieten. Beim Tag zeigen sie sich nicht gern auf den Straßen von Zboro, denn unsere Artillerie nimmt dann sofort die Gemeinde unter Feuer. Auch mit freiem Auge kann man sehen, daß Zboro arg mitgenommen ist. Die Brücke ist gesprengt, die Häuser ausgebrannt, überall nur Schutt und Trümmer. Durch das Fernglas gesehen ist das Bild der Verwüstung noch schrecklicher. Jetzt bemerke ich einen russischen Soldaten, der unausgeseht aus einem Fenster auf uns schießt. Ich sehe genau, wie er ladet, ansetzt und feuert.

„Deckung nehmen, Flugzeug in Sicht!“ sagte plötzlich unser militärischer Begleiter.

Schnell kriechen wir unter die Felsen und warten mit angehaltenem Atem auf die erste Bombe.

„Keine russische Maschine, es ist unser Pilot!“

Jetzt schlüpfen wir wieder hervor und bewundern die schönen Kurven des Flugzeuges, das schwebt, schwebt bis weit über die russischen Stellungen. Die Russen beschließen es, doch der Pilot scheint sich darum nicht zu kümmern, sondern fliegt und fliegt nur weiter und vollführt seinen Befehl...

„Deckung nehmen!“ wird wieder befohlen. Wir vertreiben uns und nun hören wir auch schon ganz nah von uns das Heulen, Zischen und Pfeifen der Geschosse des Feindes. Und immer deutlicher und deutlicher hören wir dieses Höllengewimmeln und wir meinen, das Explodieren der Kugeln erfolge dicht neben uns. Die Lage wird ernst und kritisch. Es scheint, die Russen haben die Ruinen, auf denen wir uns befinden, zum Ziele genommen. Jeden Augenblick kann also eine Granate zwischen uns plagen. Die Erregung stieg aufs höchste. Endlich schweigen die russischen Kanonen und nur noch das Knattern der Gewehre dringt an unsere Ohren.

Das Gewehrfeuer kommt aus Zboro. Mit Hilfe des Fernrohres sieht man das ganz deutlich. Eine Gruppe von Soldaten feuert unausgeseht auf uns, ab und zu wagt sich auch einer von ihnen auf die Straße, um bald wieder in einem Kellerloch zu verschwinden. Ein schwerer Brandgeruch steigt auf. Wir sehen einen breiten Unterstand unserer Soldaten. Bald brennt eine ganze Reihe Unterstände. Anfangs meinte man, daß die Granaten zündeten, doch ist dem nicht so. Wir sahen uns den Brand ganz in der Nähe an, mußten aber dann fort, denn die Russen könnten das plötzliche Feuer mit

seiner starken Rauchentwicklung als Zeichen eines unsererseits geplanten Sturmes ansehen und uns beschießen wollen. Man kann mit Bestimmtheit jetzt erwarten, daß ein heftiges Feuer der Russen einsetzen wird, erklärten die Offiziere. Das geschah jedoch nicht. Die Russen hielten ihr bisher gehaltenes Tempo aufrecht und schossen aus den Deckungen von Zboro ohne Unterlaß. Dem Batteriekommandanten scheint nun die Zeit für ein lebhaftes Feuer auf die Russen günstig zu sein. Bald speien unsere Haubitzen ihre Straßgranaten nach Zboro. Ich sehe das Einschlagen der Geschosse. Ein kleines Häuschen steht bald in Flammen, aber es ist nicht das, aus dem von den Russen geschossen wird; ich sehe aber einen Mann aus dem Hause stürzen, der dann auf der Straße niederfällt. Ein zweiter Schuß, dem in Zboro eine mächtige Explosion folgt. Aber dort stehen noch immer die Russen und feuern — nun aber ein dritter Schuß und ein fürchterliches Vernichten setzt in Zboro ein. **Kein Haus bleibt mehr ganz.** Klammen lodern auf, mächtige Rauchsäulen steigen zum Himmel, Häuser und Mauern stürzen ein und begraben wer weiß wie viel Menschen unter sich.

Wir treten den Rückweg nach Bartfeld an. Hinter uns donnern die Geschütze und vernichten Sachen und Leben. Vor uns liegt die Gegend im friedlichen, neu belebenden Sonnenschein des Frühlings . . .

Ein Geretteter vom „Léon Gambetta“.

Einer von den Geretteten des „Léon Gambetta“, ein junger Seekadett, der mit einem schweren Armbruch in dem Lazarett zu Otranto untergebracht ist, schildert den Untergang des durch das österreichische Unterseeboot „U 5“ torpedierten französischen Panzerkreuzers nach einem Bericht der „Vittoria“ in anschaulicher Weise folgendermaßen:

Es war eine finstere Nacht; ein starker Scirocco wehte vom Süden her. Ich hatte Nachtwache und stand auf Auslug an der Backbordseite des Schiffes, das im Golf von Otranto in Sichtweite von der italienischen Küste kreuzte und gegen Malta fuhr, wo es sich mit einem Kreuzergeschwader vereinigen sollte. Die See war mäßig bewegt, niemand dachte in diesem Teile des Adriatischen Meeres an eine Gefahr, zumal da tagsüber trotz schärfster Beobachtung kein feindliches Fahrzeug wahrnehmbar gewesen war und sich auch durch das Nachtglass nichts Verdächtiges gezeigt hatte. Meine Uhr zeigte die erste Stunde nach Mitternacht; außer der im Dienste stehenden Mannschaft und der Bereitschaft, die angekleidet unter Deck lag, war alles im tiefsten Schlafe.

Wir hatten Kurs auf ein Segelschiff genommen, das uns verdächtig schien. Der Segler gab sich durch Lichtsignale als Italiener zu erkennen, legte auf unsere Aufforderung hin bei, wurde durch zwei unserer Offiziere mit der erforderlichen Begleitmannschaft durchsucht und zur Weiterfahrt entlassen, da die Schiffspapiere vollkommen in Ordnung waren und die italienische Herkunft des Seglers einwandfrei erwiesen war. Ploötzlich, vor 1/2 Uhr nachts, ertönte ein dumpfer Schlag, wie eine Explosion, die das Schiff in allen seinen Fugen erzittern ließ. Gleichzeitig verloschen alle elektrischen Lichter; nur die spärlich angebrachte Notbeleuchtung verbreitete düsternen, matten Schein. Vom unteren Teile des Decks löste das Stöhnen und Klagen Verwundeter herauf, die Schlaftrunken wurden wach und stürzten zum großen Teil unangekleidet auf Deck. Der diensttuende Kapitän erhielt eine flüchtige, erregte Meldung des Batterieoffiziers, erteilte eilige Befehle und ließ das Schiff Kurs auf das Kap Santa Maria di Leuca nehmen.

Gleich darauf kamen die Meldungen, daß das Schiff torpediert oder auf eine Seemine geraten sei, daß die Dynamokammer in Trümmern liege, daß drei Matrosen schwer verletzt

seien, daß Wasser durch die Ritze eindringe und die Telefunkenstation nicht mehr arbeite.

Der diensttuende Kapitän ließ das Schiff sofort gefechtsklar machen und Admiral S e n e t verständigen, der einige Minuten später bereits auf der Kommandobrücke erschien. Noch war die gesamte Mannschaft nicht auf Deck, da ertönte eine zweite, noch gewaltigere Explosion, der laute Hilferufe und Wehgeschrei aus dem Maschinenraum folgten. Nunmehr war es allen klar, daß unser Schiff, das sich sofort nach der Backbordseite neigte, von zwei feindlichen Torpedos getroffen worden war. Dem schon vorher erhaltenen Befehl zufolge eilten alle Leute auf das Oberdeck, manche halb bekleidet, geradezu, wie sie aus ihren Hängematten gesprungen waren. Einige trugen ihre Uniformstücke unter den Armen. Die Schiffsmaschine stand bereits außer Betrieb. Das Wasser ergoß sich stromweise in den Maschinenraum wie auch in die Dynamokammer und fand seinen Weg durch die zertrümmerten Schotten in die anderen Unterdäckräume, aus denen Hilferufe und Klagen ertönten, die das Gurgeln des eindringenden Wassers überschrien. Da die

Dampfkräne durch das Stillliegen der Maschine nicht mehr funktionierten, mußte das Ausheben der Boote durch Menschenkraft vorgenommen werden.

Der Admiral ließ Raketen-signale, die um Hilfe riefen, nach der Landseite zu geben, da der Funkentelegraph nicht mehr funktionierte. Alles arbeitete in wahnsinniger Hast am Klarmachen der Boote, von denen zwei mit ihrer Mannschaft kenterten. Das Schiff neigte sich mehr und mehr zur Seite, so daß es schwer ward, sich aufrecht zu halten. Die Zimmerleute schlugen Holzteile und Bretter mit den Äxten los und warfen sie ins Meer, damit sich die über Bord Stürzenden retten konnten. Schon zweifelten die Offiziere, Kapitän und Admiral daran, daß unsere Signale Hilfe bringen werden; da blickte es von der italienischen Signalstation herüber — man hatte unsere Signale übernommen und bedeutete uns, daß die Hilfsaktion sofort in Angriff genommen werde. Dann sahen wir, wie von der italienischen Signalstation nach allen Seiten Lichtsignale bligten, wie sich trotz der finsternen Nacht Boote, Artillerie, Fischereifahrzeuge und italienische Torpedoboote in rasender Bewegung setzten und Kurs auf unser im Untergehen befindliches Schiff nahmen.

Inzwischen waren auch von unserer Seite alle Boote auf der tief hängenden Backbordseite klargemacht, zur See gelassen und bemannt worden. Als die italienischen Torpedoboote auf dem Plane erschienen, war unser Schiff beinahe ganz vollgelaufen und mit Wasser überflutet. Ein großer Teil der Besatzung, der sah, daß die in See gelassenen Rettungsboote vollgepfropft waren und keinen Mann mehr fassen konnten, stand auf dem abschüssigen Deck und sah mit Spannung auf die Hilfsaktion, welche von den Torpedobootten und von mittlerweile aus allen Richtungen ankommenden Fischerbarken eingeleitet wurde. Dann gurgelte es hohl und dumpf aus den Schiffsräumen auf; die abgeteiltten Kammern, deren Zwischenwände durch die Explosion geborsten waren, hatten sich mit Wasser angefüllt. Das Schiff sank immer tiefer und die Wassermengen stiegen schon ins erste Zwischendeck. Nach wenigen Minuten spürten wir unter den Füßen einen mächtigen Ruck, das Schiff neigte sich noch mehr zur Seite.

Die ersten sprangen in die Flut, dann folgten zehn und zwanzig, immer mehr und mehr, welche ihr Heil der See und ihre Rettung den herbei geeilten Booten anvertrauten, deren Mannschaft mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete.

Schon war das Deck zeitweise überschwemmt; da warf ich einen Blick nach unserem Admiral, der neben seinem Kapitän und anderen Offizieren aufrecht stand und nach den Rettungsbooten blickte, die in Hast und Eile auf uns zu jagten. Da sich der Panzerkreuzer noch mehr nach der Seite neigte und ich unter meinen Füßen fast jedweden Halt verlor, sprang auch ich von der Kommandobrücke in die salzige Flut, schlug mit meinem linken Arm an einen auf der See schwimmenden Balken und umklammerte das Holz mit meiner Rechten, da mein linker Arm gebrochen war.

Gleich darauf barg mich ein Rettungsboot und brachte mich, der ich vor Schmerz fast schreien mochte, an Bord einer der Fischerbarken. Als mich der Fischer hereingezogen, gurgelte es von dem Schiffe her. Ich blickte nach dem torpedierten Panzerkreuzer und sah eine dunkle Masse in der Flut versinken. Dann schwanden mir die Sinne.

Tagesneuigkeiten.**Auf den westgalizischen
Schlachtfeldern.****Die deutschen und österreichisch-ungarischen
Schützengräben am Dunajec.**(Privattelegramm unseres Kriegsberichterstatters **Georg
Bittner.**)

Tarnow, 11. Mai.

Das Kriegspressequartier bereift gegenwärtig unter Führung seines Kommandanten, des Generalmajors Ritter v. Höhn, die westgalizischen Schlachtfelder. Ich kam diesmal bereits mit dem Bahnzug zur Brücke über den Dunajec, nächst der Station Bogumilowice, der ich mich anlässlich des Besuchs der vierten Armee im Januar nur nachts nähern konnte, weil damals die ganze Gegend im Bereiche des russischen Maschinengewehrfeuers stand. Jetzt liegt die Gegend bereits wieder weit hinter der Front unserer kämpfenden Truppen. Entlang des Westufers des Dunajec ziehen sich ungefähr zehn Kilometer weit, erst die Schützengräben einer deutschen Division, sodann unserer Tiroler, hierauf der deutschböhmischen Truppen. Die höchste Ueberraschung bietet hier, wo die Unseren dem Feinde vier Monate lang in blutigem Kampfe gegenüberstanden, eine ganze Reihe entzückender Bilder des besten Geschmacks und reizender Kunstfertigkeit deutschen Gemütes. Deckungen und Unterstände sind im breiten Ueberschwemmungsdamm des Flusses eingegraben. Die Soldaten verstanden es, die so entstandenen Erdkammern zu hübschen Wohnräumen voll Gemütlichkeit auszugestalten. Alle Räume sind mit kunstvollem Weidengeflecht tapeziert, die Wege zwischen den Schützengräben sind sauber gehalten; vor jedem Unterstand sind kleine Gärten angelegt, in denen Primeln und Weidenkätzchen eben blühten, als die Soldaten aus diesem alten Heim vorwärts mußten. In den deutschen Schützengräben hängen gedruckte Warnungen, das galizische Wasser nicht ungekocht zu trinken. Wer es tut, ist strafbarer als ein Selbstverstümmeler, da er auch seine Kameraden gefährdet. Daneben hängt eine statistische Zusammenstellung der kolossalen Verluste, welche die Türken durch Seuchen im Balkankriege erlitten. Vor den Dämmen stehen breit die Drahtverhaue. Am jenseitigen Flußufer sind die russischen Stellungen zu sehen.

Die Tiroler und Deutschböhmern richteten ihre Unterstände nicht minder schön ein. Alle Hütten tragen Namen nach heimatlichen Gegenden, so „Zur alten Jeschtenbaude“. Mitten in zierlichen kleinen Blumenbeeten sind mit bunten Steinchen oder Holzstückchen Nummern und Bezeichnungen der Truppenkörper eingelegt. An den Türen der Unterstände der Offiziere hängen Bistnenkarten der Inwohner.

Ebenso wie die Deutschen, haben auch die Tiroler und Böhmen hinter ihren Deckungen hübsche Gartenbänke zum Ausruhen, aus Weiden geflochtene, blühende Lauben mit Tischen und Bänken. Wäre nicht ab und zu ein Soldatengrab zu sehen, rauchende Trümmerstätten, eine zusammengegeschossene Ortschaft, in welche übrigens Inwohner bereits zurückkehren, die ganze Gegend sähe ohne Uebertreibung eher aus, als hätte hier ein originelles Wiesenfest und nicht über ein Vierteljahr lang ein wichtiger Positionskampf stattgefunden.

Im Gebiete der russischen Stellungen.

Das Bild wird sofort anders, wenn man bei **Wojnicz** auf der Kriegsbrücke den Dunajec überschreitet und in den Bereich der russischen Stellungen kommt, die durchweg höher, somit günstiger gelegen sind als unsere. Hier findet man nur das militärisch Allernotwendigste. Kaum ein wenig Stroh. Die Leute haben hier den Winter im Freien verbracht, ohne daß trotz leichter Möglichkeit irgendetwas für eine menschliche Unterkunft der Soldaten getan worden wäre. Dem Feinde muß jedoch das ehrende Zeugnis ausgestellt werden, daß er als altes Agrikulturvolk die Feldfrucht heilig hielt. Auf den Feldern, durch die russische Gräben mitten durch laufen, stehen junge Hafer- und Kornhalme völlig unversehrt. Die amerikanische Kommission, der auch eine Dame angehört, bereift namens der Rockefeller-Stiftung das Land, um zu konstatieren, wohin Getreide sendungen nötig sind. Die Russen legten fast durchweg drei Stellungen hintereinander mit großem Geschick an. Auch flankierende Positionen finden sich. Ueberall gibt es Spuren, wie furchtbar das Feuer unserer schweren Artillerie unter ihnen wirkte. Es war noch nicht möglich, die in allen Gräben liegenden Toten der Russen zu begraben.

Die Schlacht am Dunajec.**Der Entscheidungskampf um die Höhen. — Unsere
Tiroler Helden.**(Privattelegramm unseres Kriegsbericht-
erstatters **Georg Bittner.**)

Tarnow, 11. Mai.

Der heftige Kampf, der sodann die Einnahme Tarnows im Gefolge hatte, entspann sich am 2. und 3. Mai um die Höhe 419 am Westufer des Dunajec, südlich Dabrowka Szczepanowska. Von der Walzhöhe, die bereits früher in unserem Besitz war, zieht sich im Bogen ein Höhenrücken auf die Kote 406, an welche Kote 419 anschließt. Zwischen dieser und der Walzhöhe liegt ein bewaldetes Tal, das vor den stark besetzten Russenstellungen in völlig freien Steilhang übergeht. Oben liegen hintereinander die russischen Schützengräben, die mit starken Holz- und Erdbedachungen geschützt sind.

Diese russischen Stellungen — in einem der Schützengräben sah ich ein Christusbild hängen — ziehen sich festungsartig über den Kamm des ganzen geschichteten Berggrundes. Die Russen halten dort auch vorzüglich verborgene schwere Geschütze vom Kaliber 28, ferner aus alten Granathülften gefertigte Scheinbatterien, mit denen sie die unseren aber nicht täuschen konnten. Am 2. Mai war der Angriff auf diese Höhe geplant. Wie auf den übrigen Teilen der Front, wurde um 6 Uhr morgens mit Artillerievorbereitung gegen die Kote 419 begonnen. Hierher wirkten unsere **Dreißig einhalb-Zentimeter-Mörser** und **42-Zentimeter-Haubitzen**. Rund um die russischen Stellungen sieht man tiefe Erdtrater, die von den Riesengeschossen aufgerissen wurden. Die Treffer der Dreißiger haben ungefähr **sechs Meter**, jene der Zweihundvierziger **zwölf bis fünfzehn Meter Durchmesser**.

Ich traf hier in Uniform der Kaiserhülsen den Landsturmoberleutnant **Richard Müller**, den Mitbesitzer des Johann-Strauß-Theaters, der elf Wochen am Dunajec kämpfte. Jetzt ist er aufs Schlachtfeld zu den Aufräumungsarbeiten kommandiert. Er erzählte mir, daß die Russen massenhaft

Die amerikanische Note an Deutschland.

Eine Verwahrung, aber kein Wort über die amerikanischen Konterbandesendungen.

A.-B. Berlin, 18. Mai. Der amerikanische Botschafter übermittelte dem Staatssekretär des Äußern eine Note der amerikanischen Regierung, worin auf die in letzter Zeit von den deutschen Behörden unter Verletzung der amerikanischen Rechte auf hoher See getroffenen Maßnahmen verwiesen wird, die in der Versenkung der „Lusitania“ gipfelten, wobei über 100 amerikanische Staatsbürger zugrunde gegangen waren. Die amerikanische Regierung betrachtet diese Vorfälle mit wachsender Besorgnis; sie kann nicht glauben, daß diese den Regeln moderner Kriegführung widersprechende Maßnahme die Genehmigung der deutschen Regierung haben konnte und deshalb wendet sich die amerikanische Regierung an die deutsche in der Hoffnung, daß deren Handlungsweise den durch ihre Maßnahme hervorgerufenen bedauerlichen Eindruck verwischen und die bisherige Haltung Deutschlands bezüglich der „geheiligten Freiheit der Meere“ wieder herstellen wird.

Schon bei der Proklamierung der Kriegszone habe die amerikanische Regierung Repressivmaßnahmen, die die gewöhnliche Seekriegsmethode weit überschreiten, als auf amerikanische Staatsangehörige unanwendbar und die deutsche Regierung für jede Verletzung der amerikanischen Rechte verantwortlich erklärt. Die amerikanische Regierung setzt selbstverständlich voraus, daß das Leben von Nichtkombattanten, ob neutraler oder kriegsführender Nationalität, nicht durch Kaperung oder Zerstörung eines unbewaffneten Handelsschiffes gefährdet werden darf. Es sei praktisch unmöglich, Unterseeboote für die Vernichtung des feindlichen Handels zu verwenden, ohne dabei die Regeln der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu mißachten. In dem in der Note erwähnten Fall wurde nicht einmal die erforderliche Zeit gewährt zur Ergreifung der elementarsten Sicherheitsmaßnahmen. Die amerikanischen Bürger handeln innerhalb der Grenze unbestreitbarer Rechte, wenn sie auf hoher See überall ihre Schiffe steuern und überall reisen, wohin sie rechtmäßige Geschäfte führen.

Die Note verweist dann mit Bedauern auf die kürzlich in der amerikanischen Presse veröffentlichte Warnung, die von der deutschen Botschaft stammen soll, und bemerkt, daß die Warnung vor einer ungesetzlichen Handlung keinesfalls als Entschuldigung oder Milderung dieser Handlung oder als die Verantwortlichkeit verringern angesehen werden kann. Die amerikanische Regierung kann nur annehmen, daß die Schiffskommandanten, die die ungesetzlichen Handlungen begingen, dies nur wegen mißverständlicher Auslegung der erhaltenen Befehle taten. Die amerikanische Regierung vertraut darauf, daß die deutsche Regierung die Handlungen, wor-

über sich die amerikanische Regierung beschwert, mißbillige, daß sie möglichste Genugtuung gebe für die unermesslichen Schäden und sofort die nötigen Schritte tue, um eine Wiederholung solcher Fälle zu verhindern. Dieses Vertrauen ist um so größer, als zwischen beiden Staaten Freundschaftsbande und Vertragsverpflichtungen bestehen.

Der Ausdruck des Bedauerns und das Angebot der Genugtuung im Falle der Zerstörung oder irrtümlichen Versenkung neutraler Schiffe könne nicht ein Verfahren rechtfertigen, das neutrale Staaten und Personen neuen unermesslichen Gefahren aussetzt. Die deutsche Regierung wird nicht erwarten, daß die amerikanische Regierung irgendein Wort ungesprochen oder eine Tat ungeschehen lassen wird, die notwendig sein sollten zur Wahrung der Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger und Gewährleistung deren freien Ausübung.

Sch mag die Hoffnung nicht ganz aufgeben.

„Sch mag die Hoffnung nicht ganz aufgeben...“
So sprach heute Bethmann Hollweg, da er im Deutschen Reichstag über die schwere Spannung zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn berichtete. Sch mag die Hoffnung nicht ganz aufgeben: so wird heute wohl jeder zu sich sprechen, da er auf der einen Seite wahrnimmt, wie die Kriegsgefahr immer bedrohlicher anschwillt, auf der anderen ihm die gräßliche Unvernunft dieses Krieges immer wieder bedrückend vor die Seele tritt. Obwohl wir uns nun über den furchtbaren Ernst der Lage keiner Täuschung hingeben und jede Meldung aus Italien ihn noch nur zu steigern scheint, so häumt sich doch alles in den Menschen dagegen auf, daß zwei Staaten, zwischen denen nun, nach den Anerbietungen Oesterreichs, gar nichts Trennendes mehr steht, in einen Krieg geraten sollen, den Italien wahrlich nicht für sich, den das italienische Volk nur für die Mächte des Dreiverbandes führen würde. Man kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß

sich Vernunft und Gerechtigkeit schließlich doch durchsetzen werden, und man darf sie nicht aufgeben, weil sie allein den Leitfaden für das Handeln in den gegenwärtigen schweren Stunden gibt. Obwohl die Entscheidung in Rom wirklich an einem Haare hängt, ist sie doch noch nicht gefallen, und solange sich Italiens Regierung und Italiens Volk nicht für den Krieg entschieden haben, solange ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie sich für die Neutralität entscheiden. Und da die Zentralmächte den redlichen Willen zeigen, die Entscheidung für den Frieden möglich zu machen, so ist der Weg der Verhandlungen noch nicht versperrt, ist immer noch offen und die Hoffnung besteht immer noch, daß auf dem Wege sich beide Teile begegnen. Das glorreiche Beispiel unserer tapferen italienischen Genossen, die alles dafür einsetzen, um das Land bei der Neutralität festzuhalten, bestärkt uns in dem Vorsatz, den Frieden mit Italien zu verteidigen und die Hoffnung nicht aufzugeben, daß sich Italien davon fernhalten werde, dem Weltkrieg, der schon im Ablöschen, neue Scheiter zuzutragen.

Die gewalttätigen Kundgebungen für den Krieg, von denen das Land seit Giolittis verhängnisvollem Eingreifen durchtobt wird, machen das Bild verschwimmen und rufen den Eindruck hervor, als ob Italien ein einziges begeistertes Kriegslager wäre. Aber dieser Eindruck ist ganz bestimmt falsch, und es sind wohl auch unter den zum Kriege bereiten Elementen zwei Strömungen zu unterscheiden: neben denen, die den Krieg unter allen Umständen wollen, gibt es andere, und die werden sicherlich auch in dem Kriegslager die überwiegende Mehrheit sein, die zu dem Kriege nur in einem bestimmten Falle entschlossen sind; während diese den Krieg nur für Italiens Forderungen führen wollen, wollen ihn die anderen für die Entente führen. Den echten und rechten Kriegsgehern, die in der gewissenlosen Gekrönte zu Worte kommen, handelt es sich vornehm-

lich darum, die Söhne Italiens in den Krieg zu führen, um die so gefährdete Sache des Dreiverbandes zu retten; von ihnen gilt das Wort unseres italienischen Parteiblattes voll und ganz, daß „sie Italien versteinern und den Weisbietenden das beste Blut des italienischen Volkes versprechen“. Aber für die anderen sind die italienischen Forderungen das Bestimmende, das heißt sie lehnen den Krieg wohl nicht ab, wenn nur mit dem Kriege errungen werden kann, was Italien zum Zwecke seiner nationalen Einheit für notwendig erachtet und in Anspruch nimmt; aber nicht der Krieg ist ihnen die Hauptsache, nur die nationalen Aspirationen, und der Krieg für diese ist ihnen nur das nicht zu umgehende Uebel, nicht aber eine Wohlthat an und für sich. Darauf gründet sich nun die Hoffnung, daß zum Schluß die Ersprießlichkeit der Errungenschaften im Frieden und die furchtbaren Opfer einer Teilnahme am Weltkrieg in Rom eine vorurteilslose Prüfung finden werden, eine Prüfung, die zu der Ueberzeugung führen muß, daß der Friede mit seinem Vorteil dem Kriege mit seinen Opfern und Gefahren weitaus vorzuziehen sei. An dem, was nötig ist, um Italien zu dieser Ueberzeugung zu führen, will es Oesterreich-Ungarn, wie wir wissen, nicht fehlen lassen und seine Regierung möge in dem Bemühen, Italien jene vorurteilslose Prüfung zu ermöglichen, das italienische Volk zu ihr zu veranlassen, nicht erlahmen, es nur noch steigern; sie handelt da durchaus im Einklang mit dem Willen aller Völker Oesterreichs. Warum sollen wir auch glauben, daß das Ministerium Salandra, das als seine Absicht nie den Krieg unter allen Umständen, das als seine Absicht nur die nationale Befriedigung Italiens verkündet hat, anders denke? Auch die Männer, die in Italien heute für den Krieg sind, sofern sie nicht, wie die Kriegsbeher der Zeitungen, bestellte Arbeit der Entente verrichten, wollen ja nur für Italien wirken, wollen nur das Beste ihres Landes und ihrer Nation. Dieses ist aber die Neutralität, die einesteils Italien greifbare Vorteile bringt, gegen die die lächerlichen Versprechungen der Entente nur eitel Spiegelschere sind, und andernteils dem Lande die furchtbaren Opfer und die grauenhaften Verwüstungen des Krieges erspart; wer Italien wahrhaft liebt, muß sich, wenn er die Dinge ohne Haß und Vorurteil erwägt, zur Neutralität bekennen. Wir können die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß die italienische Regierung zum Schluß die Sachlage, wie sie in Wahrheit vor ihr steht, erkennen werde.

Die Beteiligung Italiens an dem Weltkrieg wäre so unnatürlich, daß sich alles menschliche Empfinden dagegen sträubt, sie für möglich zu halten. In Leid und Trauer bangt und klagt dieses Europa, ob denn der Krieg ewig währen wird, ob sich an dem blutigen Horizont kein Friedensschimmer zeigen darf. Italien kann Europa den Frieden wiedergeben, denn sein Abkommen mit Oesterreich wäre der erste Friedensschluß, dessen Gewicht sich auf den ganzen Weltkrieg bald fühlbar machen würde. Millionen von Müttern und Gattinnen, die stillen Dulderinnen dieses Weltzerstörens, blicken heute auf Italien, in dessen Händen Krieg und

ARBEITERSZEITUNG

TAG:

17. APRIL 1938

NR. 138

Frieden liegt. Es würde sich ein ewiges Unrecht auf den Dank der Menschheit erwerben, wenn es sich für den Frieden entschloße. Mit Inbrunst hängen wir an der Hoffnung, daß Italiens Entscheidung für Menschlichkeit und Gerechtigkeit ausfallen werde.

und 300 Maschinengewehre eingebüßt hatte, befahl er den Rückzug an den unteren San, der von Przemysl bis zur Mündung gehalten und aktiv verteidigt werden sollte. Hierzu hatte sich die Armee, wie gefangene Offiziere ausgaben, auf dem westlichen Flußufer aufzustellen und bis zum Äußersten zu halten. Ausdrücklich soll in dem Armeebefehl auf ein angriffsweises Vorgehen gegen den Feind hingewiesen worden sein. Theoretisch war eine solche Verteidigungsweise wohl möglich, nachdem die Russen während der vergangenen Monate im Weichsel-San-Bogen, bei Sienawa, dann bei Jaroslau und Radymno große, stark ausgebaute Brückenköpfe auf dem westlichen Flußufer angelegt hatten. Die Ausführung des Befehls sollte sich aber praktisch als unmöglich erweisen. Die Truppe war durch die erlittene Niederlage und den Rückzug so schwer erschüttert und durcheinander geraten, daß nur eine passive Verteidigung der Sanlinie möglich wurde. Tanden doch unsere gegen den San vorrückenden Truppen unter den Gefangenen immer wieder Versprengte aus allen möglichen Verbänden der russischen Front. Berichteten diese Gefangenen doch übereinstimmend, daß die russischen Führer bestrebt seien, die durcheinander gekommenen Verbände neu zu formieren ohne Rücksicht auf ihre Rangierung nach der früheren Regimentszugehörigkeit. Von den verschiedensten Kriegsschauplätzen wurden die entbehrlich scheinenden Teile herangezogen und mit der Bahn an den unteren San gebracht, so daß sich an dieser Flußlinie den Verfolgern nicht weniger als drei- und zwanzig verschiedene Infanteriedivisionen entgegenstellen sollten. Radko Dimitriew mußte aber wohl inzwischen das Vertrauen in die Widerstandskraft eines großen Teiles seiner bei Gorlice-Tarnow beteiligt gewesenen Truppen verloren und die am schwersten erschütterten Verbände weit hinter den San zurückgenommen haben. Denn unsere Flieger meldeten am 12. und 13. d. den Rückmarsch langer russischer Kolonnen vom unteren San nach Osten und Nordosten.

Es blieb demnach im wesentlichen die Aufgabe der neu angekommenen Verstärkungen, den San zu halten, besonders den Brückenkopf von Jaroslau, auf dessen Behauptung der russische Armeeführer viel Wert zu legen schien. Am 14. d. begannen die Verbündeten, die Przemysl von Süden her abgeschloffen hatten und längs der ganzen Sanlinie bis nahe an den Fluß und dessen Brückenköpfe herangerückt waren, mit dem Angriff auf Jaroslau. Der Feind hatte die Höhen westlich der Stadt zu einer Art Festung ausgebaut. Von langer Hand vorbereitet, zogen hier Schützengräben in weitem, nach Westen gerichteten Bogen vom Flusse durch die westlichen Vorstädte nach dem Meierhof und Schlosse des Grafen v. Sienienski und durch den Park zur Jupajowlahöhe, die mit Schloß und Meierhof den Schlüsselpunkt der Stellung bildete. Den Regimentern der preussischen Garde und des sechsten österreichisch-ungarischen Armeekorps war es vorbehalten, sich in den Besitz von Stadt und Brückenkopf Jaroslau zu setzen. Die russischen Verteidiger bestanden aus der 62. Division, zu deren Unterstützung Teile der 41. und der 45. Division beschleunigt herangeführt wurden, die die dortigen Befestigungsanlagen besetzten und durch Neuanlage von Drahthindernissen in aller Eile noch weiter zu verstärken suchten. In zweitägigem Kampfe entriß die Garde dem Feinde Jaroslau und warf ihn hinter den Fluß zurück. Die Regimenter Elisabeth und Alexander erstürmten, unterstützt von österreichisch-ungarischen Truppen, im Nachtangriff den Meierhof und das Schloß samt dem Park, dessen uralte Bäume von Granaten gleich Streichhölzern getnickt wurden, während die umfangreichen Schloßbauten in Schutt und Asche gelegt wurden. Das österreichisch-ungarische Linienregiment Nr. 56 und Honved

entrißen dem Feinde den Gipfel der Jupajowlahöhe. Bei diesen Kämpfen fielen etwa 4000 unverwundete Russen in Gefangenschaft. Einzelne Regimenter, wie zum Beispiel Nr. 247, wurden so gut wie ausgeliebt und bestehen nicht mehr. Am Abend waren Jaroslau und der ganze Brückenkopf in der Hand der Verbündeten. Die geräumige Stadt mit den alten polnischen Renaissancebauten und der prächtigen neuen, in byzantinischem Stile gehaltenen Kirche war erhalten geblieben. Die Russen brannten die Brücken hinter sich ab, nachdem sie auch die Bahnhofsanlagen den Flammen übergeben hatten.

Schwaghafte Uebertreibung.

Amlich wird verlautbart:

Am 16. d. erschien in Rußland eine amtliche Darstellung der jüngsten Ereignisse, die sich am äußersten Flügel der Schlachtfrent zwischen Dnjestr und Pruth abgespielt haben. In schwaghafter Uebertreibung der gegen die großen Siege in West- und Mittelgalizien ganz unbedeutenden Erfolge in einem Flügelabschnitt benützt diese Darstellung nicht nur die vergangenen Kämpfe, sondern hat — was gewiß für amtliche Veröffentlichungen gänzlich neu ist — auch Zukünftiges zur Ausschmückung

und zum Auspuß dem Ganzen phantasienvoll eingefügt. So wird hauptsächlich mit Annahmen und mit Erfolgen, die angeblich zu erwarten seien, gearbeitet, um das tatsächlich Erreichte, das für eine schwungvolle Schilderung zu wenig Material liefert, geräuschvoll aufzubauen zu können. Aus unseren offiziellen Mitteilungen ist jedermann bekannt, daß wir unsere Streitkräfte am südöstlichen Flügel der Schlachtfrent vom Dnjestr an den Pruth zurückgenommen haben und daß unsere Truppen Jaleszczyki, das sie vorher erobert hatten, geräumt haben. Die in der russischen Darstellung ausposaunte Niederlage würde wohl selbst dann kaum die — wie es im Bericht heißt — „von den Verbündeten erreichten Erfolge in Westgalizien zunichte machen“, wenn sie wahr wäre.

Armeeoberkommando.

Deutsche amtliche Mitteilungen über das Känkenspiel Italiens.

A. B. Berlin, 21. Mai. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Der Dreibundvertrag bestimmt, daß der casus foederis gleichzeitig für die drei Vertragsmächte eintritt, wenn einer oder zwei der vertragsschließenden Mächte ohne direkte Provokation ihrerseits von zwei der drei Großmächte angegriffen und in den Krieg verwickelt würde. Als Österreich-Ungarn nach dem Attentat in Sarajewo gezwungen war, gegen Serbien vorzugehen, fiel ihm Rußland in den Arm, machte die gesamte Militärmacht mobil und entfesselte so den Weltkrieg. Die Provokation lag auf russischer Seite. Gleichwohl erachtete die italienische Regierung mit der Behauptung, daß Österreich-Ungarn aggressiv gegen Serbien vorgegangen sei und dadurch das Eingreifen Rußlands veranlaßte, den casus foederis nicht für gegeben, auch machte sie geltend, daß die österreichisch-ungarische Regierung, indem sie Italien von dem Ultimatum an Serbien nicht vorher verständigte, den Artikel VII des Dreibundvertrages verletzte.

Die Berufung auf diesen Artikel wäre begründet gewesen, wenn Österreich-Ungarn auch auf Nachzuzwachs auf dem Balkan ausgegangen wäre. Wien hatte jedoch schon vor Kriegsausbruch in Petersburg und Rom erklärt, daß Österreich-Ungarn keine Gebietswerbungen auf Kosten Serbiens anstrebe. Österreich-Ungarn und Deutschland wären daher berechtigt gewesen, die Einwände Italiens gegen seine Bündnispflicht nicht anzuerkennen. Sie zogen es jedoch vor, die einseitige Auslegung des Dreibundvertrages hinzunehmen und sich mit der Erklärung wohlwollender Neutralität zu begnügen. Die österreichisch-ungarische Regierung erklärte sich außerdem grundsätzlich bereit, bei einer möglichen Machtverschiebung allenfalls Kompensationen ins Auge zu fassen.

Im weiteren Verlaufe, nach dem Tode San Giulianos, stellte sich immer mehr heraus, daß in Italien starke Kräfte am Werke waren, um für die Neutralität noch einen besonderen Vorteil von der Donaumonarchie herauszuschlagen.

Italien begann zu rüsten und damit stiegen die Forderungen der irredentistischen Republikaner und sonstigen Franzosenfreunde. In dem natürlichen Bestreben, die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien auf eine neue freundschaftliche Grundlage zu stellen, ließ die deutsche

Regierung nichts unversucht, um eine Einigung herbeizuführen und sagte am 19. März die Garantie der deutschen Regierung für die Durchführung der Vereinbarungen unmittelbar nach dem Kriege zu.

Auf das erste bestimmte Angebot Österreich-Ungarns — von Ende März —, das bereits eine Abtretung italienischen Sprachgebietes in Südtirol in Aussicht stellte, ging die italienische Regierung nicht ein, sondern gab ihre Forderungen erst am 11. April bekannt, die lauteten:

- Absolutive Preisgabe des Trentino mit Einschluß des urdeutschen Bozen;
- eine Grenzberichtigung am Isongo mit Einschluß Görz, Gradiska und Monfalcone;
- die Umwandlung Triests mit dem Hinterlande in einen unabhängigen Freistaat und
- die Abtretung der Curzola-Inselgruppe.

All diese Abtretungen sollten sofort vollzogen und die aus den abgetretenen Landesteilen stammenden Angehörigen der Armee und Marine sofort entlassen werden. Ferner beanspruchte Italien volle Souveränität über Valona, Saseno und völliges Desinteressement Österreich-Ungarns in Albanien.

Hingegen übernahm Italien die Verpflichtung, während der ganzen Kriegsdauer neutral zu bleiben. Auf die Geltendmachung weiterer Kompensationsforderungen aus dem Artikel VII des Dreibundvertrages wollte es für die Kriegsdauer verzichten und erwartete von Österreich-Ungarn den gleichen Verzicht bezüglich der italienischen Besetzung des Dodekanesos.

Obwohl diese Forderungen weit über das Maß dessen hinausgingen, was Italien zur Befriedigung seiner nationalen Aspirationen verlangen konnte, brach die österreichisch-ungarische Regierung dennoch nicht die Verhandlungen ab, sondern versuchte weiter eine Verständigung herbeizuführen. Die deutsche Regierung war bestrebt, die italienische Regierung zur Mäßigung ihrer Ansprüche zu bewegen, deren bedingungslose Annahme berechtigte Interessen und auch die Würde der Donaumonarchie schwer verletzt hätte.

Während diese Verhandlungen noch schwebten, gab unerwartet der italienische Botschafter in Wien am 4. d. der österreichisch-ungarischen Regierung die Erklärung ab, daß Italien den Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als durch dessen Vorgehen gegen

Am 8. April stellt Sonnino auf Österreichs Einladung seine Gegenforderungen auf:

1. Abtretung Südtirols mit allen zum alten Königreich Italien im Jahre 1811 gehörigen Gebieten.

2. In Ostria: Malborghetto, Plezzo, Talmi, Gradisca, Görz, Monfalcone, Comen, Nabresina.

3. Triest, Capodistria, Pirano bilden einen von Österreich unabhängigen Staat.

4. Abtretung der Inseln um Curzola.

5. Desinteressement in Albanien und Anerkennung der italienischen Herrschaft in Valona.

Vom 2. bis 3. April laufen beharrliche Gerüchte um von einem österreichisch-russischen Sonderfrieden. Daher fordert die Consulta eine vorläufige Antwort.

Avarna depešchirt am 2. Mai, daß die Wiener Regierung ihn mit unnützen Diskussionen hinhalte, da sie nicht an den ernstlichen Kriegswillen Italiens glaube. Infolgedessen überreichte Italien an Österreich die Kündigung des Bündnisses.

Diese Urkunde besagt, Italien habe die Bündnispflichten treu erfüllt, aber Österreich habe die bekannte Note an Serbien überreicht, ohne Italien vorher zu unterrichten oder seine Ratschläge zur Mäßigung anzuhören. Damit ist der Ausgangspunkt vom Weltkrieg gegeben, der status quo am Balkan gestört und eine Lage geschaffen, woraus Österreich allein Nutzen ziehen konnte.

Diese Verletzung der Bündnispflicht machte auch eine wohlwollende Neutralität unmöglich. (!) Vernunft und Gefühl schlossen es aus, daß der eine Verbündete eine wohlwollende Neutralität aufrecht erhalten konnte, wenn der andere zu den Waffen griff, um Interessen und Ziele zu erreichen, die den Lebensinteressen seines Partners diametral entgegengesetzt sind. Trotzdem habe Italien sich bemüht, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten wieder herzustellen. Aber die Verhandlungen führten nicht zu praktischen Ergebnissen. Infolgedessen verkündet Italien kraft seines guten Rechtes, daß es von diesem Augenblick an vollständige Handlungsfreiheit aufnimmt, und erklärt seinen Vertrag mit Österreich-Ungarn als nichtig und ohne Wirkung.

Diese Urkunde wurde in Wien am 4. Mai vom Herzog von Avarna dem Minister Burian überreicht.

Ausschreitungen gegen österreichisch-ungarische Vertretungsbehörden.

W. Wien, 22. Mai. Nach den Berichten der k. u. k. Vertretungsbehörden in Italien waren sie in der letzten Zeit der Gegenstand einer ganzen Reihe von Ausschreitungen der Bevölkerung. Die bemerkenswertesten Fälle bis zum 16. Mai sind folgende: Am 13. Mai wurden in Genua die Fenster des Amtsslokales des Generalkonsuls von Demonstranten durch Steinwürfe eingeschlagen. Am 14. Mai wurde in Bari das Amtsslokal des k. u. k. Konsulates von Demonstranten durch zehn Minuten mit Steinen beworfen, hierbei nahezu sämtliche Fensterscheiben zertrümmert und das Wappenschild getroffen. Am selben Tage wurde in Catania das Wappenschild des k. u. k.

Vizekonsulates von Demonstranten mit Tinte beschmutzt; ferner wurde in Brindisi an diesem Tage der Gerent des k. u. k. Vizekonsulates anlässlich eines Dienstganges vor dem Circolo cittadino von einer Gruppe dem höheren Stande angehörigen Personen in der pöbelhaftesten Weise angejohlt. Endlich wurden am 14. Mai in Molfetta das Amtsslokal und das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates von Demonstranten mit Steinen und Tintenfässern beworfen. Am 15. Mai wiederholten sich in Molfetta die Stein- und Tintenfässerwürfe gegen das Amtsslokal und das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates. Bei diesem Anlasse wurden ferner von Demonstranten das Wappenschild und die Fahnenstange mit einer Leiter heruntergeholt und durch die italienische Fahne ersetzt, das österreichisch-ungarische Wappenschild in Triumph durch die Straßen der Stadt getragen und schließlich ins Meer geworfen. Am 15. Mai wurden in Brindisi gegen das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates Tintenfässer geschleudert und eine Fensterscheibe des Amtsslokales zertrümmert. Am 16. Mai wurden in Ancona anlässlich einer Demonstration Steine gegen das k. u. k. Konsulat geworfen.

Die Auswanderung der Italiener aus Deutschland.

Basel, 21. Mai. Die „Nationalzeitung“ berichtet: Wiederum kann man an der deutsch-schweizerischen Grenze jenes traurige Bild beobachten, wie es zu Anfang des großen Weltkrieges den neutralen Schweizern vor Augen geführt wurde: Die ergriffene Auswanderung von Ausländern aus einem Staate wegen drohender Kriegsgefahr. Diesmal ist es eine ungeheuerere Anzahl italienischer Arbeiter, die Deutschland verlassen und nach ihrer Heimat zurückkehren, teils um sich unter die Fahnen zu begeben, teils aber auch aus Furcht, bei Ausbruch eines Krieges interniert zu werden. So zieht er über die Grenze: dieser tagtägliche Zug armer unschuldiger Arbeiter, die in Deutschland schon seit Jahren ihren Verdienst erhalten hatten und plötzlich ihre liebgewonnene neue Heimat verlassen müssen. Die in Deutschland sich aufhaltenden Italiener bestehen zum größten Teil aus der ärmsten Klasse der Bevölkerung, Erdarbeiter, Tagelöhner, deren Frauen in den Fabriken des Deutschen Reiches ihren guten Verdienst fanden. Nun hat auch sie das schreckliche Schicksal des furchtbaren Völkerrkrieges erreicht! Sie alle verurteilen die Schritte ihrer Regierung und gehen, ihrer Existenz beraubt, einem sicheren Ruin entgegen. Nirgend's Begeisterung, nirgend's Lachen und Singen, sondern das Elend und die Trauer existenzlos gewordenen armer Arbeiter! Männer tragen schwer zerfahrene und mit Schnüren zusammengebundene Koffer, Frauen schleppen große schmutzige Bündel auf dem Rücken, während die Kinder in erbarmungswürdigem Zustande notdürftig und schmutzig gekleidet nebenher gehen, ohne zu wissen, woher und wohin. Alle scheiden ungerne von Deutschland; sie hatten dort ihr zweites Vaterland gefunden und mit den Einheimischen in gutem Einvernehmen gelebt und gearbeitet. In schroffem Gegensatz zu der Behandlung der in Italien ansässigen Deutschen ist die Behandlung dieser aus Deutschland auswandernden Leute, sowohl durch die Zivil- als durch die Militärbehörden durchaus anständig. Mit genügendem Ausweis passieren sie ungehindert die Grenze und durchziehen in fast endlosen Kolonnen die Schweiz, um in ihr altes Vaterland zurückzukehren.

Zimmer, Muth

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 141

TAG: 22. 5. 1915/5

Die See-, Hafen-, Handels-, Fabriks- und Badestadt Libau.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwel.)

Libau, 10. Mai.

Als ich gestern früh aus meiner Kojе hinauschaute, sah ich schon Pinassen mit angehängten Booten auf Libau zusteuern. Sie brachten Landungsmannschaften hinüber. Auf der bewegten See hüpfen die kleinen Fahrzeuge auf und ab. Schon in der Messe erreichte mich die Mitteilung: „Die Herren können nachher mit hinüberfahren!“ Schnell standen wir sprungbereit. Es kostete nämlich einige Sprünge, um von unserem Kreuzer auf das auf den Wellen tanzende Boot und von hier aus in die Pinasse zu gelangen. Einen Schuß Seewasser mußte ich dabei mit in den Kauf nehmen. Am Hafeneingang legte die Aufsicht an, über die Kaimauer wanderten wir zur Stadt. Auch bei der viertelstündigen Wanderung gab es noch verschiedene Sprünge. An einigen in die See gestürzten breiten Kaimauerblöcken brachen sich die wütend anbrausenden Wellen, hochauf spritzte das Wasser, drei bis vier Meter hoch, und fiel klatschend über die ganze Breite der Mauer nieder. Bei aller Klinkheit mußten wir auch von diesem Segen noch elliсhe dicke Tropfen mitnehmen. Aber wir waren endlich in Libau, nicht ganz trocken zwar, jedoch ohne zu viel Wasser im Leibe. Libau ist nach einer Erklärung von „Liebe Au“ abgeleitet worden.

Libau — lieb' Au —, schöner Ort!
Ueber dir ist Segen,
Lebe, liebe, herrsche fort,
Liebe wird dich hegen.

Vor der wissenschaftlichen Kritik soll diese Namensklärung nicht bestehen können. Doch sind sich die Gelehrten über diese Frage nicht einig. Der eine leitet Libau von „Lima“ ab, der andere von „Seeburg“, wieder ein anderer aus dem lettischen „Leepaja“ her, von einem Orte, „wo Linden stehn“. Mögen die Gelehrten streiten, darüber kann kein Zweifel erwalten: „Libau ist eine hübsche See-, Hafen-, Handels-, Fabriks- und Badestadt mit einem herrlichen, langgestreckten, sanft in die See hineinlaufenden, aus seinem weißen Sand bestehenden Strand.“

In der Stadt umfängt uns ein bewegtes, buntes Leben. Soldaten und Einheimische durcheinander bilden in den Straßen und am Binnenhafen breit dahintreibende Ströme, mit Ufern von anderen schauenden und staunenden Menschen. Sie stehen auf den Bürgersteigen, in den Türen der Läden, lugen durch die Fenster Scheiben; überall Neugierige. Von Mangelhaftigkeit spürt man nichts. Besonders das Jungvolk zeigt sich ganz ungeniert. Die Bürgerwehr, in drei Rangstufen gegliedert, hat alle Hände voll zu tun, um Verkehrsstörungen zu verhindern. Die elektrische Straßenbahn ist in Betrieb; fast alle Läden sind gedffnet und die meisten werden nicht leer von Käufern. Wer es nicht weiß, könnte schwerlich auf den Gedanken kommen, daß die Stadt erst gestern durch des Krieges Geschick unter andere Herrschaft gekommen ist. Die Stadt selbst ist bisher vor nennenswerten Schäden bewahrt geblieben. Ein Artilleriegeschuß hat zwei kleine Häuser zerstört, von anderen Beschädigungen hörte und sah ich nichts. Kein Laden, keine Wohnung ist angebrochen, verwüstet oder ausgeraubt worden. Einwohner und Bürgerwehrlente, die ich fragte, versicherten: „Es sind keine Ausschreitungen vorgekommen, die Soldaten haben sich gut benommen.“ Allerdings hatte man dem Kommen der Deutschen mit einigem Bangen entgegenzusehen. Die russische Beamtenchaft, die reichen Kaufleute und Bankiers waren geflohen; den Zurückgebliebenen hinterließen sie die Aufständigung, die Deutschen würden furchtbar hausen, verwüsten und plündern . . .

Sobald man merkte, daß dergleichen nicht zu befürchten sei, kam jung und alt aus den Häusern und schnell blühte für die Ladeninhaber das Geschäft. Denn auch hier mußten Kriegspreise bezahlt werden. Der Gouverneur setzte den Preis des Rubels auf 1 Mark 60 Pfennig fest; die Wirte erhöhten die Preise um das Doppelte und mehr. Wir aßen im Strandhotel. Jemand bestellte eine Flasche Wein. Nach der Karte kostete er 1 Rubel 50 Kopelen. Als bezahlt werden sollte, verlangte der Kellner für Speisen und Getränke, die wir fünf zusammen verzehrt hatten, 13 Rubel = 26 Mark. Als ihm gesagt wurde: „Der Rubel gilt 1 Mark 60 Pfennig“, verstand der bis dahin ganz gut deutsch sprechende Kellner uns plötzlich nicht mehr. Er wollte den Wirt rufen. Nach einiger Zeit kam er zurück, der Wirt sei fortgegangen. Nun übernahm ein anderer Kellner die Fortsetzung und machte für jeden nach Wunsch eine besondere Rechnung. Mit den Speisen kamen wir glatt auseinander, aber die Weintrinker sollten bluten, 4 und 5 Mark für die Flasche zahlen. Man verwies auf die vorgelegte Weinkarte. Darauf erklärte der Kellner mit unschuldsvollem Gesicht: „Das sind die alten Preise, die gelten nicht mehr!“ Von 1 1/2 Rubel auf 4 Mark — ein netter Kriegsaufschlag, eine gründliche Korrektur des neuen Rubelkurses. Man weiß sich zu helfen. Ein Kutscher fordert von uns für eine Fahrt, die nach der bisherigen Tare 30 Kopelen kostete, mit stoischer Ruhe 2 Mark. Gegen Einwendungen ist er taub, er versteht gar nicht, was wir wollen . . .

Libau zählt ungefähr 100.000 Einwohner. Annähernd die Hälfte davon ist geflüchtet. Zurückgeblieben sind die Fabrikarbeiter und die Ladeninhaber. In den jetzt verwaisten Fabriken soll der Betrieb in den nächsten Tagen wieder aufgenommen werden. Wie ich höre, sind die Arbeitsverhältnisse schlecht. Die Organisationen der Arbeiter wurden besonders im letzten Jahre rücksichtslos verfolgt, gesprengt, unterdrückt. Als ich mit einem Manne von der Bürgerwehr darüber spreche, schaut er sich scheu um, ob uns niemand hört: „Man muß sehr vorsichtig sein, es gibt überall Spione.“ — Wir verabreden eine Zusammenkunft in meinem Quartier. — Das Verhältnis zwischen der starkgemischten Bevölkerung ist sehr gespannt. Auch hier regiert der Russe nach dem Grundsatz: Teile und herrsche! Die Deutschen und Juden fürchten besonders die Letzen, die annähernd die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen und als ausgesprochen deutschfeindlich gelten. Aber auch die Libauer sollen hier mit ihren Sympathien mehr nach Rußland als nach Deutschland neigen. Die Juden leben in ständiger Angst, sie fürchten Pogrome nach dem Kriege, ihre Reserwe ist daher erklärlich. — Libau unterhält einen großen Umschlagsverkehr, vornehmlich mit Grubenhölzern, die zumeist nach England verschickt werden. Neben dem Handel entwickelte sich ein verhältnismäßig starkes gewerblich-industrielles Leben. Zum großen Teil wird es

von zwölf Aktiengesellschaften — außer den Versicherungs-
gesellschaften — beherrscht. Unter den gewerblichen Aktien-
gesellschaften gibt es eine Fabrik für Anilinfabrikation, eine
Zündholzfabrik, eine Korb- und Linoleumfabrik sowie zwei
Eisen- und Stahlwerke. Außerdem bestehen hier noch große
Handwerksbetriebe, Feilen-, Del-, Holz-, Papier- und
Tabakfabriken, Sägemühlen, Metallwerke u. s. w. 13 Banken
und Kreditanstalten dienen dem Geldverkehr. Das Unter-
richtswesen scheint gut ausgebaut zu sein. Es gibt Gym-
nasien für Knaben und Mädchen, eine Realschule, eine
Stadtschule, zwei Pfarrschulen, eine Gemeindeschule
29 städtische Elementarschulen, eine Navigationschule, eine
Handelschule, zwei jüdische Schulen und außerdem mehr
als ein Duzend verschiedener Privatschulen, denen teilweise
städtische Schulkollegien vorstehen.

Wien gehört zur dritten Klasse der in Rußland ein-
geführten Wohnungssteuer. Wohnungen mit einem Miet-
preis von unter 150 Rubel sind steuerfrei. Bei einer
Jahresmiete von 150 bis 180 Rubel beträgt die Steuer
2 Rubel 50 Kopeken. Sie macht mithin etwas mehr als
 $1\frac{1}{2}$ Prozent der Miete aus. Dann steigt die Steuer um
 $1\frac{1}{2}$ Rubel für die nächste Stufe, 180 bis 240 Rubel
Miete u. s. w.; für jede um 60 Rubel höhere Miete erhöht
sich die Steuer um $1\frac{1}{2}$ Rubel. Die progressive Steigerung
hört auf bei einer Miete von mehr als 3000 Rubel; sie
beträgt dann ohne weitere Erhöhung immer 10 Prozent
des Mietbetrages.

Ein großer Teil der Arbeiterschaft ist von der
Mietsteuer frei. Sie ist zu arm, um 150 Rubel für die
Miete aufbringen zu können. In schlechten Wohnungen
hausen sie mit ihren vielfach zahlreichen Familien. Die
vielen Villen und prächtigen Anlagen künden den Reichtum
ihrer Besitzer.

Die Antwort Oesterreich-Ungarns auf die Kündigung des Dreibundvertrages.

Der Bruch des Bundesvertrages durch Italien.

Wien, 21. Mai. Die k. u. k. Regierung hat die Mitteilung Italiens, daß es den Dreibundvertrag als aufgehoben betrachte, mit folgender Note beantwortet, die heute nachmittag vom k. u. k. Minister des Außern Baron Burian dem königlich-italienischen Botschafter Herzog von Varna übergeben wurde:

Der österreichisch-ungarische Minister des Außern hat die Ehre gehabt, die Mitteilung, betreffend die Aufhebung des Dreibundvertrages zu erhalten, die der Herr italienische Botschafter ihm im Auftrage der königlich-italienischen Regierung am 4. Mai gemacht hat. Mit peinlicher Überraschung nimmt die k. u. k. Regierung Kenntnis von der Entschliessung der italienischen Regierung, auf eine so unvermittelte Weise einem Botschafter ein Ende zu bereiten, der auf der Gemeinsamkeit unserer wichtigsten politischen Interessen fußend, unseren Staaten seit so langen Jahren Sicherheit und Frieden verbürgt und Italien notorische Dienste geleistet hat. Dieses Ersiaunen ist um so gerechtfertigter, als die von der königlichen Regierung zur Begründung ihrer Entscheidung in erster Linie angeführten Tatsachen auf mehr als neun Monate zurückgehen und als die königliche Regierung seit diesem Zeitpunkte wiederholt ihren Wunsch kundgab, die Bande der Allianz zwischen unseren beiden Ländern aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken, einen Wunsch, der in Oesterreich-Ungarn immer eine glückliche Aufnahme und herzlichen Widerhall gefunden hat.

Die Gründe, welche die k. u. k. Regierung zwingen, an Serbien im Monat Juli vergangenen Jahres ein Ultimatum zu richten, sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier zu wiederholen. Das Ziel, welches sich Oesterreich-Ungarn setzte und das einzig und allein darin bestand, die Monarchie gegen die umstürzlerischen Mächenschaften Serbiens zu schützen und die Fortsetzung einer Agitation zu verhindern, die geradezu auf die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns ausging und zahlreiche Attentate und schließlich die Tragödie von Sarajevo im Gefolge hatte, konnte die Interessen Italiens in keiner Weise berühren, denn die k. u. k. Regierung hat niemals vorangesetzt und hält es für ausgeschlossen, daß die Interessen Italiens irgendwie mit den verbrecherischen Umtrieben identifiziert werden könnten, welche gegen die Sicherheit und Gebietsintegrität Oesterreich-Ungarns gerichtet, von der Belgrader Regierung leider geduldet und ermutigt worden waren. Die italienische Regierung war übrigens davon in Kenntnis gesetzt und wußte, daß Oesterreich-Ungarn in Serbien keine Eroberungsabsichten hatte. Es ist in Rom ausdrücklich erklärt worden, daß Oesterreich-Ungarn, wenn der Krieg lokalisiert bliebe, nicht die Absicht hatte, die Gebietsintegrität oder die Souveränität Serbiens anzutasten.

Als infolge des Eingreifens Rußlands der rein lokale Streit zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien im Gegensatz zu unseren Wünschen einen europäischen Charakter annahm und sich Oesterreich-Ungarn und Deutschland von mehreren Großmächten angegriffen sahen, erklärte die königliche Regierung die Neutralität Italiens, ohne jedoch die geringste Anspielung darauf zu machen, daß dieser von Rußland hervorgerufene und von langer Hand vorbereitete Krieg geeignet sein könnte, dem Dreibundvertrage seinen Existenzgrund zu entziehen.

Es genügt, an die Erklärungen, die in jenem Zeitpunkte weiland Marchese di San Giuliano abgab, und an die Telegramme, die Seine Majestät der König von Italien am 2. August 1914 an Seine Majestät den Kaiser und König richtete, zu erinnern, um festzustellen, daß die königliche Regierung damals in dem Vorgehen Oesterreich-Ungarns nichts sah, was den Bestimmungen unseres Bundesvertrages entgegen gewesen wäre.

Von den Mächten des Dreiverbandes angegriffen, mußten Oesterreich-Ungarn und Deutschland ihre Gebiete verteidigen, aber dieser Verteidigungskrieg hatte keineswegs „die Verwirklichung eines den Lebensinteressen Italiens entgegengesetzten Programms“ zum Ziele. Diese Lebensinteressen oder das, was uns von ihnen bekannt sein konnte, waren in keiner Weise bedroht. Wenn übrigens die italienische Regierung in dieser Hinsicht Bedenken gehabt hätte, so hätte sie sie geltend machen können und sicherlich hätte sie sowohl in Wien, als auch in Berlin den besten Willen zum Schutze dieser Interessen gefunden.

Die königliche Regierung war damals der Ansicht, daß sich ihre beiden Verbündeten nach Lage der Dinge Italien gegenüber nicht auf den Bündnisfall berufen konnten, aber sie machte keine Mitteilung, welche zu dem Glauben berechtigt hätte, daß sie das Vorgehen Oesterreich-Ungarns als eine „flagrante Verletzung des Wortes und des Geistes des Bündnisvertrages“ ansehe.

Die Kabinette von Wien und Berlin ließen, wenn sie auch Italiens Entschluß, neutral zu bleiben, — einen Entschluß, der nach unserer Ansicht mit dem Geiste des Vertrages kaum vereinbar war, bedauerten, die Ansicht der italienischen Regierung dennoch in loyaler Weise gelten, und der Meinungsäustausch, der in jenem Zeitpunkte stattfand, stellte die unveränderte Aufrechterhaltung des Dreibundes fest.

Gerade mit Berufung auf diesen Vertrag, besonders auf dessen Artikel VII, legte auch die königliche Regierung ihre Ansprüche vor, die dahin gingen, gewisse Entschädigungen für den Fall zu erhalten, daß Oesterreich-Ungarn seinerseits aus dem Kriege Vorteile territorialer oder anderer Natur auf der Balkanhalbinsel zöge.

Die k. u. k. Regierung nahm diesen Standpunkt an und erklärte sich bereit, die Frage einer Prüfung zu unterziehen, indem sie gleichzeitig darauf hinwies, daß es, solange man nicht in Kenntnis der Österreich-Ungarn eventuell zu fallenden Vorteile sei, schwer wäre, hierfür Kompensationen festzusetzen.

Die königliche Regierung teilte diese Auffassung, die sowohl aus der Erklärung des seither verstorbenen Marchese di San Giuliano vom 25. August 1914 hervorgeht, in der es heißt: „Es wäre verfrüht, jetzt von Kompensationen zu sprechen“, wie aus den Bemerkungen des Herzogs von Avarna nach unserem Rückzuge aus Serbien „gegenwärtig gibt es kein Kompensationsobjekt“.

Nichtsdestoweniger ist die k. u. k. Regierung immer bereit gewesen, über diesen Gegenstand eine Konversation zu beginnen.

Als die königlich italienische Regierung, indem sie auch jetzt noch ihren Wunsch nach Ausrecht-erhaltung und Festigung unseres Bündnisses wiederholte, gewisse Forderungen vorbrachte, welche unter dem Titel einer Entschädigung die Abtretung integrierender Bestandteile der Monarchie an Italien betrafen ... hatte auch die k. u. k. Regierung, die auf die Erhaltung bester Beziehungen zu Italien den größten Wert legte, selbst diese Verhandlungsgrundlage angenommen, obwohl nach ihrer Meinung der in Rede stehende Artikel VII niemals auf die Gebiete der zwei vertragsschließenden Teile, sondern einzig und allein auf die Balkanhalbinsel Bezug hatte.

In den Verhandlungen, die über diesen Gegenstand gepflogen wurden, zeigte sich die k. u. k. Regierung stets von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, zu einer Verständigung mit Italien zu gelangen, und wenn es ihr aus ethnographischen, politischen und militärischen Gründen, die in Rom ausführlich auseinandergesetzt worden sind, unmöglich war, allen Forderungen der königlichen Regierung nachzugeben, so sind doch die Opfer, die die k. u. k. Regierung zu bringen bereit war, so bedeutend, daß sie nur der Wunsch, ein seit so vielen Jahren zum gemeinsamen Vorteile unserer beiden Länder bestehendes Bündnis aufrechtzuerhalten, zu rechtfertigen vermag.

Die königliche Regierung bemängelte es, daß die von Österreich-Ungarn angebotenen Zugeständnisse erst in einem unbestimmten Zeitpunkte, das heißt, erst am Ende des Krieges, verwirklicht werden sollten, und sie scheint daraus zu folgern, daß diese Zugeständnisse dadurch ihren ganzen Wert verlieren würden.

Indem die k. u. k. Regierung die materielle Unmöglichkeit einer sofortigen Übergabe der abgetretenen Gebiete hervorhob, zeigte sie sich dennoch bereit, alle nötigen Garantien zu bieten, um diese Übergabe vorzubereiten und sie schon jetzt auf eine wenig entfernte Frist zu sichern.

Der offensichtlich gute Wille und der verständliche Sinn, den die k. u. k. Regierung im Laufe der Verhandlungen bewiesen hat, scheinen die Meinung der königlich italienischen Regierung, man müsse auf jede Hoffnung verzichten, zu einem Einvernehmen zu gelangen, in keiner Weise zu rechtfertigen.

Ein solches Einvernehmen kann jedoch nur erreicht werden, wenn auf beiden Seiten derselbe aufrichtige Wunsch nach Verständigung herrscht.

Die k. u. k. Regierung vermag die Erklärung der italienischen Regierung, ihre volle Handlungsfreiheit wieder erlangen zu wollen und ihren Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als nichtig und fortan wirkungslos zu betrachten, nicht zur Kenntnis zu nehmen, da eine solche Erklärung der königlichen Regierung in entschiedenem Widerspruche zu den feierlich eingegangenen Verpflichtungen steht, die Italien in dem Vertrage vom 5. Dezember 1912 auf sich genommen hat, der die Dauer unserer Allianz bis zum 8. Juli 1920 festsetzte, eine Kündigung nur ein Jahr vorher gestattete und keine Kündigung oder Nichtigkeitsklärung vor diesem Zeitpunkte vorsah.

Da sich die königlich italienische Regierung all ihrer Verpflichtungen in willkürlicher Weise entledigt hat, lehnt die k. u. k. Regierung die Verantwortlichkeit für alle Folgen ab, die sich aus dieser Vorgangsweise ergeben könnten.

Wien, 21. Mai 1915.

Die Antwort Oesterreich-Ungarns auf die Kündigung des Dreibundvertrages.

Der Bruch des Bundesvertrages durch Italien.

Wien, 21. Mai. Die k. u. k. Regierung hat die Mitteilung Italiens, daß es den Dreibundvertrag als aufgehoben betrachte, mit folgender Note beantwortet, die heute nachmittag vom k. u. k. Minister des Außern Baron Burian dem königlich-italienischen Votschaster Herzog von Avarna übergeben wurde:

Der österreichisch-ungarische Minister des Außern hat die Ehre gehabt, die Mitteilung, betreffend die Aufhebung des Dreibundvertrages zu erhalten, die der Herr italienische Votschaster ihm im Auftrage der königlich-italienischen Regierung am 4. Mai gemacht hat. Mit peinlicher Überraschung nimmt die k. u. k. Regierung Kenntnis von der Entscheidung der italienischen Regierung, auf eine so unvermittelte Weise einem Vertrage ein Ende zu bereiten, der auf der Gemeinsamkeit unserer wichtigsten politischen Interessen fußend, unseren Staaten seit so langen Jahren Sicherheit und Frieden verbürgt und Italien notorische Dienste geleistet hat. Dieses Ersäunen ist um so gerechtfertigter, als die von der königlichen Regierung zur Begründung ihrer Entscheidung in erster Linie angeführten Tatsachen auf mehr als neun Monate zurückgehen und als die königliche Regierung seit diesem Zeitpunkte wiederholt ihren Wunsch kundgab, die Bande der Allianz zwischen unseren beiden Ländern aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken, einen Wunsch, der in Oesterreich-Ungarn immer eine günstige Aufnahme und herzlichen Widerhall gefunden hat.

Die Gründe, welche die k. u. k. Regierung zwingen, an Serbien im Monat Juli vergangenen Jahres ein Ultimatum zu richten, sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier zu wiederholen. Das Ziel, welches sich Oesterreich-Ungarn setzte und das einzig und allein darin bestand, die Monarchie gegen die umstürzlerischen Mächenschaften Serbiens zu schützen und die Fortsetzung einer Agitation zu verhindern, die geradezu auf die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns ausging und zahlreiche Attentate und schließlich die Tragödie von Sarajevo im Gefolge hatte, konnte die Interessen Italiens in keiner Weise berühren, denn die k. u. k. Regierung hat niemals vorausgesetzt und hält es für ausgeschlossen, daß die Interessen Italiens irgendwie mit den verbrecherischen Umtrieben identifiziert werden könnten, welche gegen die Sicherheit und Gebietsintegrität Oesterreich-Ungarns gerichtet, von der Belgrader Regierung leider geduldet und ermutigt worden waren. Die italienische Regierung war übrigens davon

in Kenntnis gesetzt und wußte, daß Oesterreich-Ungarn in Serbien keine Eroberungsabsichten hatte. Es ist in Rom ausdrücklich erklärt worden, daß Oesterreich-Ungarn, wenn der Krieg lokalisiert bliebe, nicht die Absicht hatte, die Gebietsintegrität oder die Souveränität Serbiens anzutasten.

Als infolge des Eingreifens Rußlands der rein lokale Streit zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien im Gegensatz zu unseren Wünschen einen europäischen Charakter annahm und sich Oesterreich-Ungarn und Deutschland von mehreren Großmächten angegriffen sahen, erklärte die königliche Regierung die Neutralität Italiens, ohne jedoch die

geringste Anspielung darauf zu machen, daß dieser von Rußland hervorgerufene und von langer Hand vorbereitete Krieg geeignet sein könnte, dem Dreibundvertrage seinen Existenzgrund zu entziehen.

Es genügt, an die Erklärungen, die in jenem Zeitpunkte weiland Marchese di San Giuliano abgab, und an die Telegramme, die Seine Majestät der König von Italien am 2. August 1914 an Seine Majestät den Kaiser und König richtete, zu erinnern, um festzustellen, daß die königliche Regierung damals in dem Vorgehen Oesterreich-Ungarns nichts sah, was den Bestimmungen unseres Bundesvertrages entgegen gewesen wäre.

Von den Mächten des Dreiverbandes angegriffen, mußten Oesterreich-Ungarn und Deutschland ihre Gebiete verteidigen, aber dieser Verteidigungskrieg hatte keineswegs „die Verwirklichung eines den Lebensinteressen Italiens entgegengesetzten Programms“ zum Ziele. Diese Lebensinteressen oder das, was uns von ihnen bekannt sein konnte, waren in keiner Weise bedroht. Wenn übrigens die italienische Regierung in dieser Hinsicht Bedenken gehabt hätte, so hätte sie sie geltend machen können und sicherlich hätte sie sowohl in Wien, als auch in Berlin den besten Willen zum Schutze dieser Interessen gefunden.

Die königliche Regierung war damals der Ansicht, daß sich ihre beiden Verbündeten nach Lage der Dinge Italien gegenüber nicht auf den Bündnisfall berufen konnten, aber sie machte keine Mitteilung, welche zu dem Glauben berechtigt hätte, daß sie das Vorgehen Oesterreich-Ungarns als eine „flagrante Verletzung des Wortes und des Geistes des Bündnisvertrages“ ansehe.

Die Kabinette von Wien und Berlin ließen, wenn sie auch Italiens Entschluß, neutral zu bleiben, — einen Entschluß, der nach unserer Ansicht mit dem Geiste des Vertrages kaum vereinbar war, bedauerten, die Ansicht der italienischen Regierung dennoch in loyaler Weise

geben, und der Meinungsantausch, der in jenem Zeitpunkt stattfand, stellte die unveränderte Aufrechterhaltung des Dreibundes fest.

Gerade mit Berufung auf diesen Vertrag, besonders auf dessen Artikel VII, legte auch die königliche Regierung ihre Ansprüche vor, die dahin gingen, gewisse Entschädigungen für den Fall zu erhalten, daß Österreich-Ungarn seinerseits aus dem Kriege Vorteile territorialer oder anderer Natur auf der Balkanhalbinsel zöge.

Die k. u. k. Regierung nahm diesen Standpunkt an und erklärte sich bereit, die Frage einer Prüfung zu unterziehen, indem sie gleichzeitig darauf hinwies, daß es, solange man nicht in Kenntnis der Österreich-Ungarn eventuell zufallenden Vorteile sei, schwer wäre, hierfür Kompensationen festzusetzen.

Die königliche Regierung teilte diese Auffassung, die sowohl aus der Erklärung des seither verstorbenen Marchese di San Giuliano vom 25. August 1914 hervorgeht, in der es heißt: „Es wäre verfrüht, jetzt von Kompensationen zu sprechen“, wie aus den Bemerkungen des Herzogs von Abruzzo nach unserem Rückzuge aus Serbien „gegenwärtig gibt es kein Kompensationsobjekt“.

Nichtsdestoweniger ist die k. u. k. Regierung immer bereit gewesen, über diesen Gegenstand eine Konversation zu beginnen.

Als die königlich italienische Regierung, indem sie auch jetzt noch ihren Wunsch nach Aufrechterhaltung und Festigung unseres Bündnisses wiederholte, gewisse Forderungen vorbrachte, welche unter dem Titel einer Entschädigung die Abtretung integrierender Bestandteile der Monarchie an Italien betrafen ... hatte auch die k. u. k. Regierung, die auf die Erhaltung bester Beziehungen zu Italien den größten Wert legte, selbst diese Verhandlungsgrundlage angenommen, obwohl nach ihrer Meinung der in Rede stehende Artikel VII niemals auf die Gebiete der zwei vertragschließenden Teile, sondern einzig und allein auf die Balkanhalbinsel Bezug hatte.

In den Verhandlungen, die über diesen Gegenstand gepflogen wurden, zeigte sich die k. u. k. Regierung stets von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, zu einer Verständigung mit Italien zu gelangen, und wenn es ihr aus ethnographischen, politischen und militärischen Gründen, die in Rom ausführlich auseinandergesetzt worden sind, unmöglich war, allen Forderungen der königlichen Regierung nachzugeben, so sind doch die Opfer, die die k. u. k. Regierung zu bringen bereit war, so bedeutend, daß sie nur der Wunsch, ein Teil so vielen Jahren zum gemeinsamen Vorteile unserer beiden Länder bestehendes Bündnis aufrechtzuerhalten, zu rechtfertigen vermag.

Die königliche Regierung bemängelte es, daß die von Österreich-Ungarn angebotenen Zugeständnisse erst in einem unbestimmten Zeitpunkte, das heißt, erst am Ende des Krieges, verwirklicht werden sollten, und sie scheint daraus zu folgern, daß diese Zugeständnisse dadurch ihren ganzen Wert verlieren würden.

Indem die k. u. k. Regierung die materielle Unmöglichkeit einer sofortigen Übergabe der abgetretenen Gebiete hervorhob, zeigte sie sich dennoch bereit, alle nötigen Garantien zu bieten, um diese Übergabe vorzubereiten und sie schon jetzt auf eine wenig entfernte Frist zu sichern.

Der offensichtlich gute Wille und der wohlwollende Sinn, den die k. u. k. Regierung im Laufe der Verhandlungen bewiesen hat, scheinen die Meinung der königlich italienischen Regierung, man müsse auf jede Hoffnung verzichten, zu einem Einvernehmen zu gelangen, in keiner Weise zu rechtfertigen.

Ein solches Einvernehmen kann jedoch nur erreicht werden, wenn auf beiden Seiten derselbe aufrichtige Wunsch nach Verständigung herrscht.

Die k. u. k. Regierung vermag die Erklärung der italienischen Regierung, ihre volle Handlungsfreiheit wieder erlangen zu wollen und ihren Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als nichtig und fortan wirkungslos zu betrachten, nicht zur Kenntnis zu nehmen, da eine solche Erklärung der königlichen Regierung in entschiedenen Widerspruche zu den feierlich eingegangenen Verpflichtungen steht, die Italien in dem Vertrage vom 5. Dezember 1912 auf sich genommen hat, der die Dauer unserer Allianz bis zum 8. Juli 1920 festsetzte, eine Kündigung nur ein Jahr vorher gestattete und keine Kündigung oder Nichtigkeitsklärung vor diesem Zeitpunkte vorsah.

Da sich die königlich italienische Regierung all ihrer Verpflichtungen in willkürlicher Weise entledigt hat, lehnt die k. u. k. Regierung die Verantwortlichkeit für alle Folgen ab, die sich aus dieser Vorgangsweise ergeben könnten.

Wien, 21. Mai 1915.

Das italienische Grünbuch.

Das Kriegsabenteuer Italiens.

Die Kriegsvollmacht der Regierung.

B. Chiasso, 21. Mai. Das Gesetz über die Verleihung diktatorischer Gewalt an die Regierung besteht aus einem einzigen Artikel und hat folgenden Wortlaut:

Die königliche Regierung ist im Kriegsfall und während des Krieges berechtigt, Verfügungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, die durch die Verteidigung des Staates, den Schutz der öffentlichen Ordnung und durchdringende sowie außerordentliche Bedürfnisse der Volkswirtschaft gefordert werden.

Die Regierung ist berechtigt, die entsprechenden Ausgaben zu machen und mit außerordentlichen Mitteln dem Bedarfe des Schatzes zu genügen.

Die Regierung wird weiter ermächtigt, die Verwaltung des Gebarungsjahres 1915/16 ohne bewilligtes Budget zu führen sowie die außerordentlichen Mittel aufzubringen, die durch das Wachsen der Ausgaben und die Ausfälle an Einnahmen nötig sind.

Das Grünbuch.

r. Frankfurt a. M., 21. Mai. Aus Mailand wird der „Frankfurter Zeitung“ gemeldet, daß das italienische Grünbuch sich auf die diplomatischen Urkunden beschränkt, die zwischen Österreich-Ungarn und Italien gewechselt worden sind, ohne die Verhandlungen mit dem Dreiverband zu berühren.

Die Reihe beginnt mit der Depesche Sonninos an den Botschafter Avarna in Wien, in der dieser aufgefordert wird, mitzuteilen, daß der Vormarsch der Österreicher in Serbien ein in dem Artikel 7 des Dreibundvertrages vorgesehenes Ereignis darstelle.

Das zweite Dokument ist die ablehnende Antwort Österreichs auf diese Mitteilung. Am 20. Dezember fängt Österreich seine Haltung zu ändern an. Der österreichisch-ungarische Minister des Außern, Baron Burian, stellt Vorbedingungen und macht Ausflüchte. Avarna depechiert am 22. Februar, daß man sich keinen Täuschungen hingeben solle, da Österreich die Angelegenheit verschleppe. Burian willigt am 9. März ein, über die Entscheidung auf Grund des Artikels 7 des Dreibundvertrages zu verhandeln. Sonnino stellt die Vorbedingung, daß alle Abtretungen sofort zu erfolgen haben, was Burian nicht annehmen zu können erklärt.

Bülow übernimmt am 20. März die deutsche Garantie für Durchführung der Abtretungsverträge bei Friedensschluß. Sonnino erwidert, er willige ein, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, falls Wien konkrete Vorschläge mache.

Nach sieben Tagen fordert Burian von Italien folgende Verpflichtungen:

1. Wohlwollende Neutralität Italiens in politischer und wirtschaftlicher Beziehung während der ganzen Kriegsdauer.
2. Freie Hand für Österreich auf dem Balkan.
3. Verzicht Italiens auf fernere Entschädigung.
4. Verlängerung des Abkommens über Albanien.

b.

Am 8. April stellt Sonnino auf Österreichs Einladung seine Gegenforderungen auf:

1. Abtretung Südtirols mit allen zu'n alten Königreich Italien im Jahre 1811 gehörigen Gebieten.
2. In Dstria: Malborghetto, Plezzo, Talmin, Gradisca, Görz, Monfalcone, Comen, Nabresina.
3. Triest, Capodistria, Pirano bilden einen von Österreich unabhängigen Staat.
4. Abtretung der Inseln um Curzola.
5. Desinteressement in Albanien und Anerkennung der italienischen Herrschaft in Valona.

Vom 2. bis 3. April laufen beharrliche Gerüchte um von einem österreichisch-russischen Sonderfrieden. Daher fordert die Consulta eine vorläufige Antwort.

Avarna depeſchirt am 2. Mai, daß die Wiener Regierung ihn mit unnützen Diskussionen hinhalte, da sie nicht an den ernstlichen Kriegswillen Italiens glaube. Infolgedessen überreichte Italien an Österreich die Kündigung des Bündnisses.

Diese Urkunde besagt, Italien habe die Bündnispflichten treu erfüllt, aber Österreich habe die bekannte Note an Serbien überreicht, ohne Italien vorher zu unterrichten oder seine Ratschläge zur Mäßigung anzuhören. Damit ist der Ausgangspunkt vom Weltkrieg gegeben, der status quo am Balkan gestört und eine Lage geschaffen, woraus Österreich allein Nutzen ziehen konnte.

Diese Verletzung der Bündnispflicht machte auch eine wohlwollende Neutralität unmöglich. (1) Vernunft und Gefühl schlossen es aus, daß der eine Verbündete eine wohlwollende Neutralität aufrecht erhalten konnte, wenn der andere zu den Waffen griff, um Interessen und Ziele zu erreichen, die den Lebensinteressen seines Partners diametral entgegengesetzt sind. Trotzdem habe Italien sich bemüht, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten wieder herzustellen. Aber die Verhandlungen führten nicht zu praktischen Ergebnissen. Infolgedessen verkündet Italien kraft seines guten Rechtes, daß es von diesem Augenblick an vollständige Handlungsfreiheit aufnimmt, und erklärt seinen Vertrag mit Österreich-Ungarn als nichtig und ohne Wirkung.

Diese Urkunde wurde in Wien am 4. Mai vom Herzog von Avarna dem Minister Burian überreicht.

Ausschreitungen gegen österreichisch-ungarische Vertretungsbehörden.

K. B. Wien, 22. Mai. Nach den Berichten der k. u. k. Vertretungsbehörden in Italien waren sie in der letzten Zeit der Gegenstand einer ganzen Reihe von Ausschreitungen der Bevölkerung. Die bemerkenswertesten Fälle bis zum 16. Mai sind folgende: Am 13. Mai wurden in Genua die Fenster des Amtstokales des Generalkonsuls von Demonstranten durch Steinwürfe eingeschlagen. Am 14. Mai wurde in Bari das Amtstokal des k. u. k. Konsulates von Demonstranten durch zehn Minuten mit Steinen beworfen, hierbei nahezu sämtliche Fensterscheiben zertrümmert und das Wappenschild getroffen. Am selben Tage wurde in Catania das Wappenschild des k. u. k.

Vizekonsulates von Demonstranten mit Tinte beschmutzt; ferner wurde in Brindisi an diesem Tage der Gerent des k. u. k. Vizekonsulates anlässlich eines Dienstganges vor dem Circolo cittadino von einer Gruppe dem höheren Stande angehörigen Personen in der pöbelhaftesten Weise angejohlt. Endlich wurden am 14. Mai in Molsetta das Amtstokal und das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates von Demonstranten mit Steinen und Tintenfässern beworfen. Am 15. Mai wiederholten sich in Molsetta die Stein- und Tintenfässerwürfe gegen das Amtstokal und das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates. Bei diesem Anlasse wurden ferner von Demonstranten das Wappenschild und die Fahnenstange mit einer Leiter heruntergeholt und durch die italienische Fahne ersetzt, das österreichisch-ungarische Wappenschild in Triumph durch die Straßen der Stadt getragen und schließlich ins Meer geworfen. Am 15. Mai wurden in Brindisi gegen das Wappenschild des k. u. k. Vizekonsulates Tintenfässer geschleudert und eine Fensterscheibe des Amtstokales zertrümmert. Am 16. Mai wurden in Ancona anlässlich einer Demonstration Steine gegen das k. u. k. Konsulat geworfen.

Die Auswanderung der Italiener aus Deutschland.

r. Basel, 21. Mai. Die „Nationalzeitung“ berichtet: Wiederum kann man an der deutsch-schweizerischen Grenze jenes traurige Bild beobachten, wie es zu Anfang des großen Weltkrieges den neutralen Schweizern vor Augen geführt wurde: Die ergreifende Auswanderung von Ausländern aus einem Staat wegen drohender Kriegsgefahr. Diesmal ist es eine ungeheuere Anzahl italienischer Arbeiter, die Deutschland verlassen und nach ihrer Heimat zurückkehren, teils um sich unter die Fahnen zu begeben, teils aber auch aus Furcht, bei Ausbruch eines Krieges interniert zu werden. So zieht er über die Grenze: dieser tagtägliche Zug armer unschuldiger Arbeiter, die in Deutschland schon seit Jahren ihren Verdienst erhalten hatten und plötzlich ihre liebgezwonnene neue Heimat verlassen müssen. Die in Deutschland sich aufhaltenden Italiener bestehen zum größten Teil aus der ärmsten Klasse der Bevölkerung, Erdarbeiter, Tagelöhner, deren Frauen in den Fabriken des Deutschen Reiches ihren guten Verdienst fanden. Nun hat auch sie das schreckliche Schicksal des furchtbaren Völkerrkrieges erreicht! Sie alle beurteilen die Schritte ihrer Regierung und gehen, ihrer Existenz beraubt, einem sicheren Ruin entgegen. Nirgends Begeisterung, nirgends Lachen und Singen, sondern das Elend und die Trauer existenzlos gewordener armer Arbeiter! Männer tragen schwer zerschundene und mit Schuären zusammengebundene Koffer, Frauen schleppen große schmutzige Bündel auf dem Rücken, während die Kinder in erbarmungswürdigem Zustande notdürftig und schmutzig gekleidet nebenher gehen, ohne zu wissen, woher und wohin. Alle scheiden ungern von Deutschland; sie hatten dort ihr zweites Vaterland gefunden und mit den Einheimischen in gutem Einvernehmen gelebt und gearbeitet. In schroffem Gegensatz zu der Behandlung der in Italien ansässigen Deutschen ist die Behandlung dieser aus Deutschland auswandernden Leute, sowohl durch die Zivil- als durch die Militärbehörden durchaus anständig. Mit genügendem Ausweis passieren sie ungehindert die Grenze und durchziehen in fast endlosen Kolonnen die Schweiz, um in ihr altes Vaterland zurückzukehren.

Vor dem Kriegsausbruch.

In später Abendstunde hat gestern die Kammer die von der Regierung verlangten unumschränkten Vollmachten votiert. Die Majorität ist eigentlich nicht so erschütternd, als man sie erwartete: 407 Stimmen für und 74 Stimmen gegen die Regierung, was wohl auch die Abstimmung für und gegen den Krieg bedeutet. Unter denen, die sich die Entschlossenheit bis zum letzten Augenblick bewahrten, sind natürlich vor allem die Sozialisten, die wie in der Presse und in den Versammlungen, so auch in der Kammer gegen den wahnsinnigen Krieg bis zum letzten Augenblick ankämpften. Daß die sogenannten Reformsozialisten, das Gelichter um den porzellanbläsern Herrn Bissolati herum, zu den Wortführern des Krieges gehören, wurde man längst dagegen nicht mehr in Erwägung des Wortes, daß die Volksbewegung gegen den Krieg ungleich stärker und nachhaltiger war, als die Regierung es der Öffentlichkeit zur Kenntnis und zum Bewußtsein bringen lassen wollte. Diese wahre Volksstimmung und Volksbewegung wird in dem Kriege sicherlich nicht untergehen, sondern nach den Enttäuschungen, die er überall bringt, nur noch anwachsen. Das Spiel wird sich in Italien bald wenden.

Jedem einen diplomatischen Schritt hat die Regierung Salandra der Erklärung in der Kammer noch nicht folgen lassen. Dagegen wird von privater Seite gemeldet, daß die Mobilisierung in Italien schon im Zuge ist. In Oesterreich-Ungarn ist man entschlossen, wie Graf Tisza heute im Magnatenhause erklärte, „das Verfahren, zu dem sich die italienische Regierung völlig spontan entschlossen wird, ruhig abzuwarten“. Dagegen wird in dem Blatte der deutschen Reichskanzlei heißt eine ausführliche Darstellung der gesamten Vorgeschichte des Krieges gegeben, und mit ihr stimmen die Mitteilungen des italienischen Granbuches, wie sie in italienischen Blättern angegeben werden, völlig überein. Aus ihnen geht zweierlei hervor: Erstens, daß die italienische Regierung, bevor sie am 4. Mai den Bruch mit Wien vollzog, mit den Entenmächten schon abgeschlossen hatte. Zweitens, daß sie ihre Forderungen in dem Bewußtsein gestellt hat, daß sie nicht angenommen werden können, und in der Absicht, daß sie nicht angenommen werden sollen: in der Absicht, zum Kräftegleichgewicht zu gelangen.

Die diplomatischen Verhandlungen waren nur die spanische Wand, hinter der der Krieg vorbereitet wurde, ein Eroberungskrieg, wie er häßlicher und gemeiner nicht gedacht werden kann. In der Antwort der österreichisch-ungarischen Regierung, die der italienischen Regierung heute übergeben wurde, wird der wahre Sachverhalt mit großer Klarheit dargestellt.

Eine Darstellung der Verhandlungen.

Mitteilung der Deutschen Reichskanzlei.

Berlin, 21. Mai. Die halbamtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung bringt unter dem Titel: Die Kündigung des Dreibundvertrages folgenden Aufsatz:

Der Dreibundvertrag bestimmte, daß der Casus foederis (der Bündnisfall) gleichzeitig für die drei Vertragsmächte eintritt, wenn eine oder zwei der Vertragsmächte ohne direkte Herausforderung ihrerseits von zwei oder drei Großmächten angegriffen und in einen Krieg verwickelt seien. Als nach dem Ultimatum von Sarajevo Oesterreich-Ungarn gezwungen war, gegen Serbien vorzugehen, um einer drohenden Bedrohung seiner Lebensinteressen durch die großserbischen Umtriebe ein Ende zu bereiten, fiel ihm Rußland in den Arm. Während noch Deutschland auf Anrufen des Zaren bemüht war, den zwischen Wien und Petersburg drohenden Konflikt still zu schlichten,

machte Rußland seine gesamte Wehrmacht mobil und entsefete so den Weltkrieg. Die Provokation lag also auf russischer Seite. Gleichwohl erachtete die italienische Regierung mit der Behauptung, daß Oesterreich-Ungarn aggressiv gegen Serbien vorgegangen sei und dadurch das Eingreifen Rußlands veranlaßt habe, den Casus foederis (Kriegsfall) nicht für gegeben. Auch machte sie geltend, die österreichisch-ungarische Regierung habe sich, indem sie Italien von dem beabsichtigten Ultimatum an Serbien vorher nicht in Kenntnis gesetzt habe, eine Verletzung des Artikels 7 des Dreibundvertrages zu Schulden kommen lassen. Dieser Artikel verpflichtet Oesterreich-Ungarn und Italien zu vorheriger Verständigung und gegenseitigen Kompensationen für den Fall, daß sich eine der beiden Mächte genötigt sehe, den früheren Stand auf dem Balkan durch eine zeitweilige oder dauernde Okkupation zu ändern.

Die Berufung auf Artikel 7 wäre begründet gewesen, wenn Oesterreich-Ungarn auf einen Machtzuwachs auf dem Balkan ausgegangen wäre. Wien hatte jedoch schon vor dem Kriegsausbruch in Petersburg und auch in Rom erklärt, daß Oesterreich-Ungarn keine Gebietswerbungen auf Kosten Serbiens anstrebe. Beide im Kriege stehenden Zentralmächte wären daher berechtigt gewesen, die Einwände Italiens gegen seine Bündnispflicht nicht anzuerkennen. In loyalen Verständnis für die nicht leichte innere und äußere Lage Italiens zogen sie jedoch vor, die einseitige Auslegung des Dreibundvertrages hinzunehmen und sich mit der Erklärung wohlwollender Neutralität, zu der der Vertrag unzweifelhaft verpflichtet, zu begnügen. Obgleich der Artikel 7 auf Entschädigungen nur für den Fall eines Machtzuwachses am Balkan abzielt, erklärte sich doch die österreichisch-ungarische Regierung wegen der mit Ausbruch des Krieges eingetretenen Möglichkeit einer Machtverschiebung grundsätzlich bereit, eventuelle Entschädigungen ins Auge zu fassen.

Mehr und mehr stellte sich jedoch im weiteren Verlauf nach dem Tode des Ministers Marquis di San Giuliano heraus, daß in Italien starke Kräfte am Werke waren, um für die Bewahrung der Neutralität noch einen besonderen Vorteil von der Donaumonarchie herauszuschlagen. Die italienische Regierung fing an zu rüsten und mit den Rüstungen stiegen die Forderungen der Irredentisten, Republikaner, Freimaurer und sonstigen Franzosenfreunde. Bald handelte es sich nicht mehr um die Forderung des Trentino, sondern um den Erwerb noch anderer alter österreichischer Erblande an den südlichen Grenzen der Monarchie als Preis dafür, daß Italien den in heißen Kämpfen stehenden Bundesgenossen nicht in den Rücken falle.

In dem natürlichen Bestreben, Italien vom Kriege fernzuhalten und die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien auf eine freundschaftliche Grundlage zu stellen, hat die deutsche Regierung nichts unberücksichtigt gelassen, um eine Einigung zwischen Oesterreich-Ungarn und seinem italienischen Bundesgenossen herbeizuführen.

Die Verhandlungen kamen langsam in Gang. Schwere wurden sie von vornherein durch das Verlangen der italienischen Regierung, daß die zu vereinbarenden Gebietsabtretungen sofort in Kraft gesetzt werden müßten. Um den in diesem Verlangen liegenden Argwohn zu zerstreuen, wurde am 19. März 1915 die Garantie der deutschen Regierung für die Durchführung der Vereinbarungen unmittelbar nach dem Kriege zugesagt. Auf das

erste bestimmte Angebot Osterreich-Ungarns vom Ende März 1915, das bereits die Abtretung der italienischen Sprachgebiete in Süd-Tirol in Aussicht stellte, ging die italienische Regierung nicht hin, sondern gab ihre eigenen Forderungen erst am 11. April der Osterreichisch-ungarischen Regierung wie folgt bekannt:

Italiens Gegenforderungen.

Absolute Preisgabe des Trentino auf Grund der im Jahre 1811 festgesetzten Grenzen, das heißt mit Einschluß des weit außerhalb des italienischen Sprachgebietes liegenden urdeutschen Vojen.

Grenzüberschreitung zu Gunsten Italiens am Isonzo mit Einschluß von Görz und Gradiska und Monfalcone.

Umwandlung Triests mit seinem bis an die Isonzogrenze vorgeschobenen Hinterland nebst Capodistria und Pirano in einen unabhängigen Freistaat.

Abtretung der Curzolari-Inselgruppe mit Lissa, Desina, Curzola, Lagosta, Brazza und Meleda.

Alle diese Abtretungen sollten sofort vollzogen und die aus den abgetretenen Landesteilen stammenden Angehörigen der Armee und Marine sofort entlassen werden.

Ferner beanspruchte Italien volle Souveränität über Valona und Saseno mit dem Hinterland und völliges Desinteressement Osterreich-Ungarns in Albanien.

Gingegen bot Italien eine Pauschalsumme von 200 Millionen Franken als Ablösung aller Lasten an und übernahm die Verpflichtung, während der ganzen Dauer des Krieges neutral zu bleiben. Auf die Geltendmachung von weiteren Kompensationsforderungen aus dem Artikel 7 des Dreibündvertrages wollte es für die Dauer des Krieges verzichten und erwartete von Osterreich-Ungarn den gleichen Verzicht in Bezug auf die italienische Besetzung der Inseln des Dodekanes (der griechischen „Zwäzler-Inseln“).

Italien kündigt den Dreibund.

Obwohl diese Forderungen über das Maß dessen weit hinausgingen, was Italien selbst zur Befriedigung seiner nationalen Ansprüche verlangen konnte, brach doch die L. u. L. Regierung die Verhandlungen nicht ab, sondern versuchte weiter mit der italienischen Regierung zu einer Verständigung zu gelangen. Die deutsche Regierung tat alles, was in ihrer Macht stand, um die italienische Regierung zu einer Ermäßigung ihrer Ansprüche zu bewegen, deren bedingungslose Annahme die berechtigten Interessen und auch die Würde der Osterreichisch-ungarischen Monarchie schwer verletzt hätte. Während diese Verhandlungen noch schwebten, gab der italienische Botschafter in Wien am 4. Mai der Osterreichisch-ungarischen Regierung unerwartet die Erklärung ab, daß Italien den Bündnisvertrag mit Osterreich-Ungarn als durch dessen Vorgehen gegen Serbien im August vorigen Jahres gebrochen ansehe. Gleichzeitig erklärte der Botschafter, daß er alle von seiner Regierung bis dahin gemachten Angebote zurückziehe. Diese sogenannte Kündigung des noch bis 1920 laufenden Vertrages ging also bis in die kritischen Julitage vorigen Jahres zurück und stand im Widerspruch nicht nur mit der wohlwollenden und freundschaftlichen Erklärung des Königs von Italien vom 4. August 1914 und seiner damaligen Regierung, sondern auch mit den inzwischen von der gegenwärtigen italienischen Regierung auf Artikel 7 des Vertrages künstlich aufgebauten Entschädigungsansprüchen.

Erweiterte Zusagen Osterreichs.

Es muß dahingestellt bleiben, ob die maßgebenden Personen des italienischen Kabinetts bei dieser Schwankung einerseits durch geheime Abreden verstärkter Sinneigung zu den Feinden der mit Italien Verbündeten folgten oder ob sie dem Drude der öffentlichen Meinung nachgaben, die sich unter dem fortgesetzten Anfeuern der in fremdem Solde stehenden Blätter immer mehr gegen die Zentralmächte erhitzt hatte. Dem Deutschen Reich gegenüber beschränkte sich die italienische Regierung darauf, die in Wien abgegebene Erklärung in Berlin zur Kenntnis mitzuteilen. Ein letzter Versuch, den Uebertritt des bisherigen Bundesgenossen in das feindliche Lager zu verhindern, wurde am 10. Mai mit den noch beträchtlich erweiterten Zusagen der Osterreichisch-ungarischen Regierung gemacht, die der Reichstanzler am 18. Mai im Reichstag verlas.

Soweit der geschichtliche Vorgang.

Nach dieser sachlichen Darlegung wird kein Grünbuch etwas daran ändern können, daß, wenn die italienische Regierung zu den Waffen gegen den bisherigen Bundesgenossen rief, sie dies unter Bruch von Treu und Glauben um Machtzuwachs tun würde, der dem italienischen Volke mit allen möglichen Garantien freiwillig und ohne Blutvergießen dargeboten worden war.

Der Beschluß der Kammer.

Rom, 21. Mai. (Agenzia Stefani.) Der Schluß der Kammer Sitzung nahm folgenden Verlauf:

Abgeordneter Turati (Sozialdemokrat) begründet ausführlich die abweichende Meinung der Sozialisten Abgeordneter Colajanni (Republikaner) verzichtet auf das Wort mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“ (Wiederholter Beifall.)

Abgeordneter Cicotti (Reformsocialist) erklärt, als Bürger und als Sozialist glaube er, der Aktion der Regierung kein tatsächliches oder moralisches Hindernis bereiten zu dürfen. (Beifall.) Wir befinden uns vor einem Verteidigungskrieg. Die Sozialisten, in deren Namen wir sprechen, hoffen, daß ein erneutes Europa aus diesem Kriege hervorgehen werde und daß man zu der so sehr erwünschten Abrüstung kommen werde. Sie wollen den Fortschritt der Zivilisation von seinen Hindernissen befreien.

Die Erörterung wird geschlossen.

In geheimer Abstimmung wird der Besegentwurf mit 407 gegen 74 Stimmen angenommen.

Kammerpräsident Marcora ergreift das Wort, während die Minister und das Haus sich erheben, und führt aus: In dieser feierlichen geschichtlichen Sitzung hat die Kammer den geheiligten Glauben an die Erinnerungen Italiens wiedergefunden. Eilen wir, unsere Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, in dem festen Glauben, daß Eintracht und Festigkeit sowie die Tapferkeit der Armee und Marine die Einheit des Vaterlandes vollenden müssen. Es lebe unser Italien! (Stürmischer Beifall.) Der Präsident widmet dem König begeisterte Worte und schließt mit einem Hoch auf ihn, das von der Kammer mit wiederholtem begeisterten Beifall angenommen wird.

Auf Antrag des Ministerpräsidenten Salandra verlagte sich die Kammer auf unbestimmte Zeit.

Nach Schluß der Sitzung wurde d'Annunzio eine große Kundgebung bereitet.

Der Senat hielt seine feierliche Sitzung heute. Die Sitzung war sehr stark besucht. Der Vorgang der „Beratung“ des Besegentwurfes über die außerordentlichen Vollmachten für den Fall eines Krieges war derselbe wie in der Kammer. Den „Bericht“ der Kommission erstattete Fürst Colonna, der Bürgermeister von Rom; der Senat beschloß, seine bombastische Rede durch Maueranschlag zu publizieren. Der Besegentwurf wurde in geheimer Abstimmung mit 262 gegen 2 Stimmen angenommen. Den Abschluß machte eine begeisterte Rede des Präsidenten Manfredi, die in eine „langanhaltende, begeisterte Kundgebung“ des Senats ausklang. Er verlagte sich hierauf auf unbestimmte Zeit.

Die Antwort der österreichisch-ungarischen Regierung.

Die Note heute überreicht.

Wien, 21. Mai.

Ämtlich wird mitgeteilt:

Die k. und k. Regierung hat die Mitteilung Italiens, daß es den Dreibundvertrag als aufgehoben betrachtet, mit folgender Note beantwortet, die heute nachmittag vom k. und k. Minister des Aeußern Baron Burian dem königlich italienischen Botschafter Herzog Warana übergeben wurde:

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern hat die Ehre gehabt, die Mitteilung betreffend die Aufhebung des Dreibundvertrages zu erhalten, welche der Herr italienische Botschafter ihm im Auftrag der italienischen Regierung am 4. Mai gemacht hat.

Mit peinlicher Ueberraschung nimmt die k. und k. Regierung Kenntnis von der Entschlieung der italienischen Regierung, auf eine so unvermittelte Weise einem Vertrag ein Ende zu bereiten, der, auf der Gemeinsamkeit unserer wichtigsten politischen Interessen fußend, unseren Staaten seit so langen Jahren Sicherheit und Frieden verbürgt und Italien notorische Dienste geleistet hat.

Dieses Erstaunen ist um so gerechtfertigter, als die von der königlichen Regierung zur Begründung ihrer Entscheidung in erster Linie angeführten Tatsachen auf mehr als neun Monate zurückgehen und als die königliche Regierung seit diesem Zeitpunkt wiederholt ihren Wunsch kundgab, die Bande der Allianz zwischen unserer beiden Ländern aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken, einen Wunsch, der in Oesterreich-Ungarn immer mit günstiger Aufnahme und herzlichen Widerhall gefunden hat.

Die Gründe, welche die k. u. k. Regierung zwangen, an Serbien im Monate Juli vergangenen Jahres ein Ultimatum zu richten, sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier zu wiederholen. Das Ziel, welches sich Oesterreich-Ungarn setzte und das einzig und allein darin bestand, die Monarchie gegen die umstürzlerischen Mächtschäften Serbiens zu schützen und die Fortsetzung einer Agitation zu verhindern, die geradezu auf die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns ausging und zahlreiche Attentate und schließlich die Tragödie von Sarajevo im Gefolge hatte, konnte die Interessen Italiens in keiner Weise berühren. Denn die k. u. k. Regierung hat niemals vorausgesehen und hält es für ausgeschlossen, daß die Interessen Italiens irgendwie mit den verbrecherischen Umtrieben identifiziert werden könnten, welche, gegen die Sicherheit und die Gebietsintegrität Oesterreich-Ungarns gerichtet, von der Belgrader Regierung leider geduldet und ermutigt worden waren.

Die italienische Regierung war übrigens davon in Kenntnis gesetzt und wußte, daß Oesterreich-Ungarn in Serbien keine Eroberungsabsichten hatte. Es ist in Rom ausdrücklich erklärt worden, daß Oesterreich-Ungarn, wenn der Krieg losbricht, nicht die Absicht hatte, die Gebietsintegrität oder die Souveränität Serbiens anzutasten.

Als infolge des Eingreifens Rußlands der rein lokale Streit zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien im Gegensatz zu unseren Wünschen einen europäischen Charakter annahm und sich Oesterreich-Ungarn und Deutschland von mehreren Großmächten angegriffen sahen, erklärte die königliche Regierung die Neutralität Italiens,

ohne jedoch die geringste Anspielung darauf zu machen, daß dieser von Rußland hervorgerufene und von langer Hand vorbereitete Krieg geeignet sein könnte, dem Dreibundvertrag seinen Existenzgrund zu entziehen.

Es genügt, an die Erklärungen, welche in jenem Zeitpunkt weiland Marchese di San Giuliano abgab, und an das Telegramm, welches der König von Italien am 2. August 1914 an den Kaiser und König richtete, zu erinnern, um festzustellen, daß die königliche Regierung damals in dem Vorgehen Oesterreich-Ungarns nichts sah, was den Bestimmungen unseres Bundesvertrages entgegen gewesen wäre.

Von den Mächten des Dreiverbandes angegriffen, mußten Oesterreich-Ungarn und Deutschland ihre Gebiete verteidigen; aber dieser Verteidigungskrieg hatte keineswegs „die Verwirklichung eines den Lebensinteressen Italiens entgegengesetzten Programms“ zum Ziele. Diese Lebensinteressen oder das, was uns von ihnen bekannt sein konnte, waren in keiner Weise bedroht. Wenn übrigens die italienische Regierung in dieser Hinsicht Bedenken gehabt hätte, so hätte sie sie geltend machen können und sicherlich hätte sie sowohl in Wien als auch in Berlin den besten Willen zum Schutze dieser Interessen gefunden.

Die königliche Regierung war damals der Ansicht, daß sich ihre beiden Verbündeten nach Lage der Dinge Italien gegenüber nicht auf den Bündnisfall berufen konnten, aber sie machte keine Mitteilung, welche zu dem Glauben be-

rechtigt hätte, daß sie das Vorgehen Oesterreich-Ungarns als eine „flagrante Verletzung des Wortes und des Geistes des Bündnisvertrages“ ansehe.

Die Kabinette von Wien und Berlin ließen, wenn sie auch Italiens Entschluß, neutral zu bleiben — einen Entschluß, der nach unserer Ansicht mit dem Geiste des Vertrages kaum vereinbar war —, bedauerten, die Ansicht der italienischen Regierung dennoch in loyaler Weise gelten, und der Meinungsaustrausch, der in jenem Zeitpunkt stattfand, stellte die unveränderte Aufrechterhaltung des Dreibundes fest.

Gerade mit Berufung auf diesen Vertrag, insbesondere auf dessen Artikel VII, legte uns die königliche Regierung ihre Ansprüche vor, die dahin gingen, gewisse Entschädigungen für den Fall zu erhalten, daß Oesterreich-Ungarn seinerseits aus dem Kriege Vorteile territorialer oder anderer Natur auf der Balkanhalbinsel zöge.

Die k. und k. Regierung nahm diesen Standpunkt an und erklärte sich bereit, die Frage einer Prüfung zu unterziehen, indem sie gleichzeitig darauf hinwies, daß es, solange man nicht in Kenntnis der Oesterreich-Ungarn eventuell zu fallenden Vorteile sei, schwer wäre, hierfür Kompensationen festzusetzen.

Die königliche Regierung teilte diese Auffassung, wie sowohl aus der Erklärung des seither verstorbenen Marchese di San Giuliano vom 25. August 1914 hervorgeht, in der es heißt: „Es wäre verfrüht, jetzt von Kompensationen zu sprechen“, wie aus den Bemerkungen des Herzogs Warana nach unserem Rückzug aus Serbien: „Gegenwärtig gibt es kein Kompensationsobjekt.“

Nichtsdestoweniger ist die k. und k. Regierung immer bereit gewesen, über diesen Gegenstand eine Konversation zu beginnen.

Als die königlich italienische Regierung, indem sie auch jetzt noch ihren Wunsch nach Aufrechterhaltung und Befestigung unseres Bündnisses wiederholte, gewisse Forderungen vorbrachte, welche unter dem Titel einer Entschädigung die

Abtretung integrierender Bestandteile der Monarchie an Italien betrafen, hat dann auch die k. und k. Regierung, die auf die Erhaltung bester Beziehungen zu Italien den größten Wert legte, selbst diese Verhandlungsgrundlage angenommen, obwohl nach ihrer Meinung der in Rede stehende Artikel VII niemals auf Gebiete der zwei vertragsschließenden Teile, sondern einzig und allein auf die **Balkanhalbinsel** Bezug hatte.

In den Verhandlungen, die über diesen Gegenstand gepflogen wurden, zeigte sich die k. und k. Regierung stets von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, zu einer Verständigung mit Italien zu gelangen; und wenn es ihr aus ethischen, politischen und militärischen Gründen, die in Rom ausführlich auseinandergesetzt worden sind, unmöglich war, allen Forderungen der königlichen Regierung nachzugeben, so sind doch die Opfer, die die k. und k. Regierung zu bringen bereit war, so bedeutend, daß sie nur der Wunsch, ein seit so vielen Jahren zum gemeinsamen Vorteil unserer beiden Länder bestehendes Bündnis aufrecht zu erhalten, zu rechtfertigen mag.

Die königliche Regierung bemängelt es, daß die von Oesterreich-Ungarn angebotenen Zugeständnisse erst in einem unbestimmten Zeitpunkt, das heißt erst am Ende des Krieges, verwirklicht werden sollten, und sie scheint daraus zu folgern, daß diese Zugeständnisse dadurch ihren ganzen Wert verlieren würden.

Indem die k. und k. Regierung die materielle Unmöglichkeit einer sofortigen Uebergabe der abgetretenen Gebiete hervorhob, zeigte sie sich dennoch bereit, alle nötigen Garantien zu bieten, um diese Uebergabe vorzubereiten und sie schon jetzt für eine wenig entfernte Frist zu sichern.

Der offensichtliche gute Wille und der verständliche Sinn, den die k. und k. Regierung im Laufe der Verhandlungen bewiesen hat, scheinen die Meinung der italienischen Regierung, man müsse auf jede Hoffnung verzichten, zu einem Einvernehmen zu gelangen, in keiner Weise zu rechtfertigen.

Ein solches Einvernehmen kann jedoch nur erreicht werden, wenn auf beiden Seiten derselbe aufrichtige Wunsch nach Verständigung herrscht.

Die k. u. k. Regierung vermag die Erklärung der italienischen Regierung, ihre volle Handlungsfreiheit wiedererlangen zu wollen und ihren Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn als nichtig und fortan wirkungslos zu betrachten, nicht zur Kenntnis zu nehmen, da eine solche Erklärung der königlichen Regierung in entschiedenem Widerspruch zu den feierlich eingegangenen Verpflichtungen steht, welche Italien in dem Vertrag vom 5. Dezember 1912 auf sich genommen hat, der die Dauer unserer Allianz bis zum 8. Juli 1920 festsetzte, seine Kündigung nur ein Jahr

vorher gestattete und keine Kündigung oder Nichtigkeits-
erklärung vor diesem Zeitpunkt vorsah.

Da sich die königlich italienische Regierung aller ihrer Verpflichtungen in willkürlicher Weise entledigt hat, lehnt die k. und k. Regierung die Verantwortlichkeit für alle Folgen ab, die sich aus dieser Vorgangsweise ergeben könnten.

Wien, am 21. Mai 1915.

In dieser Feststellung kann sich jedes Wort auf Wortlaut und Inhalt des Bündnisses selbst berufen. Denn dieses Bündnis gilt bis zum Jahre 1920, kennt nur die Kündigung ein Jahr vor dem Ablauf, und von einer Möglichkeit, die Unterschrift Italiens als „nichtig“ zu erklären, ist keine Rede darin. Der Krieg, der aus dieser Kündigung entsteht, wird also nicht bloß ein Krieg gegen die Vernunft sein, er wird ein Krieg gegen die Ehre der italienischen Nation, verkörpert in der Handlung ihrer Regierung, sein und bleiben. Ein rechter Eroberungskrieg, bei dem der Gerechtigkeit ins Antlitz geschlagen wird; ein schändlicher Machtkrieg, den keine sittliche Notwendigkeit stützt. Auf die Mächthaber Italiens, die ihn entfesselt haben, fällt die Verantwortung für ihn mit zermalmender Gewalt.

Italiens Forderungen.

Aus dem Grünbuch.

Das Wolffsche Telegraphenbüro veröffentlicht in einem Drahtbericht aus Rom einen ausführlichen Auszug des italienischen Grünbuchs, den wir, obgleich er manches bereits Mitgeteilte enthält, zum Abdruck bringen, um den Zusammenhang zwischen den einzelnen Phasen der Verhandlungen erkennbar zu machen.

Der Kompensationsanspruch.

Am 9. Dezember 1914 beauftragte der Minister des Auswärtigen Sonnino den italienischen Botschafter in Wien Herzog von Avarna, dem Minister des Auswärtigen Grafen Berchtold mitzuteilen, daß der Einmarsch Oesterreich-Ungarns in Serbien eine Handlung darstelle, welche zwischen beiden Regierungen geprüft werden müsse mit Bezug auf Artikel 7 des Dreihundvertrages, der für die österreichisch-ungarische Regierung die Verpflichtung zu einem vorgängigen Einvernehmen mit Italien und die Verpflichtung zu Kompensationen selbst für eine nur zeitweilige Besetzung aufstelle. Die k. u. k. Regierung hätte uns daher befragen und sich mit uns ins Einvernehmen setzen müssen, bevor sie ihre Armee die serbische Grenze überschreiten ließ. Bei dieser Gelegenheit und um unsere Haltung besser verständlich zu machen, müssen wir die k. u. k. Regierung daran erinnern, daß gerade auf diesen Artikel 7 sich stützend, die k. u. k. Regierung uns während unseres Krieges mit der Türkei an verschiedenen militärischen Operationen verhindert hat, welche die Kriegsdauer sicherlich abgekürzt hätten. Auch die Flottenoperationen an den Dardanellen haben formelle Vorbehalte Oesterreich-Ungarns hervorgerufen. Italien hat ein Interesse ersten Ranges an der Aufrechterhaltung vollständiger Integrität und der politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit Serbiens. Die österreichisch-ungarische Regierung hat allerdings wiederholt erklärt, daß sie nicht die Absicht habe, zum Nachteil Serbiens Gebiete zu erwerben. Aber eine so formulierte Erklärung schafft keine dauernde Verpflichtung und die allgemeinen Zusicherungen der österreichisch-ungarischen Regierung gelegentlich des Eintretens der Türkei in den Krieg lassen die Möglichkeit etwaiger politischer Änderungen auf der Balkanhalbinsel voraussehen. Andererseits war schon der bloße Einmarsch in Serbien, selbst wenn er sich als nur zeitweilig herausstellen sollte, genügend, das Gleichgewicht am Balkan ernstlich zu stören und uns ein Recht auf Kompensationen zu geben. Es muß auch hervorgehoben werden, daß der oben angeführte Artikel 7 Italien ein Recht auf Kompensationen auch für Vorteile nichtterritorialen Charakters gewährt, welche Oesterreich-Ungarn am Balkan erreichen sollte. Die italienische Regierung hält es für notwendig, ohne irgend eine Verzögerung zu einem Meinungsaustausch zu schreiten und auf Grund desselben zu einer konkreten Verhandlung mit Oesterreich-Ungarn über die verwickelte Lage, die die vitalen wirtschaftlichen und politischen Interessen Italiens nahe berührt. Man bemerkt unzweifelhafte Zeichen von Unruhe im Parlament und in der öffentlichen Meinung Italiens, welche offensichtlich eine Neigung zu nationalitalienischen Ansprüchen zeigt. Die italienische Regierung ist verpflichtet, dem ernstlich Rechnung zu tragen. Das von uns auf dieser Basis gewünschte (invoqué) Übereinkommen zwischen den beiden Regierungen würde das Ergebnis haben, für die Zukunft jede Gelegenheit für bedauerliche Zwischenfälle, Reibungen und Mißtrauen zu beseitigen, welche heute so bedauerlich häufig sind, und im Gegenteil Beziehungen einer herzlichen und beharrlichen Freundschaft zwischen den beiden Völkern möglich und natürlich machen, wie sie dem gemeinsamen Wunsch entsprechen, und ohne welche jedes offizielle Abkommen notwendigerweise unvollkommen und unfruchtbar bleibt.

Der Herzog von Avarna teilte am 12. Dezember mit, daß er die vorstehende Mitteilung gemacht habe und daß Graf Berchtold geantwortet habe, daß der Krieg gegen Serbien kein Angriffskrieg, sondern ein Verteidigungskrieg sei, und daraus gefolgert habe, daß damit nicht der Fall gegeben sei, im Augenblick zu einem Meinungsaustausch mit Italien zu schreiten.

Die deutsche Vermittlung.

In einer Depesche vom 14. Dezember teilte der Herzog von Avarna mit, daß es dem deutschen Botschafter in Wien auf Grund von Instruktionen des Staatssekretärs v. Jagow gelungen sei, den Grafen Berchtold zu überreden, zu einem Meinungsaustausch zu schreiten.

Am 20. Dezember teilte Graf Berchtold dem Herzog von Avarna mit, daß er geneigt sei, über Kompensationen zu verhandeln.

Fürst Bülow erklärte am 20. Dezember dem Minister des Auswärtigen Sonnino, daß er nach Rom gekommen sei, um das gute Verhältnis und die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland zu verbessern; Italien habe durchaus recht mit seinem Wunsche, Kompensationen zu erörtern, welche bewilligt werden würden, sobald Oesterreich-Ungarn irgend welche fest umgrenzte Ergebnisse erzielt haben würde.

Sonnino erwiderte, daß das Land für die Neutralität wäre, wenn es die Befriedigung einiger seiner nationalen Aspirationen erhalten könnte. Fürst Bülow dankte Sonnino für seine Offenherzigkeit und erkannte die Notwendigkeit an, in diesem Sinne zu arbeiten. Am selben Tage erklärte Baron Macchio Sonnino, er reise anlässlich der Feiertage nach Wien. Er bemerkte, daß die österreichischen Truppenbewegungen in Serbien nicht einer vorübergehenden Besetzung gemäß Artikel 7 entsprächen. Sonnino erwiderte, man habe schon einen Gouverneur in Belgrad ernannt. Wenn man die Besetzung Serbiens mit dem vergleiche, was während des Krieges mit der Türkei geschehen sei, als Oesterreich sein Veto gegen die Beschiezung Salonikis und der Dardanellen erhob, könne kein Zweifel herrschen über das Recht Italiens, die Anwendung des Artikels 7 zu verlangen.

Die albanische Frage.

Am 7. Jänner benachrichtigte Sonnino den Herzog von Avarna davon, daß er Macchio die logischen und politischen Gründe für die Behandlung der Kompensationsfrage auseinandergesetzt habe. Während einer Besprechung mit Sonnino am 11. Jänner erwähnte Macchio Albanien als einen Gegenstand von Kompensationen. Sonnino antwortete, daß die Interessen Italiens in Albanien hauptsächlich negativ seien, nämlich, daß keine andere Macht es besetze. Italien hege nicht den Wunsch, wider Willen in die inneren Balkanangelegenheiten hineingezogen zu werden und sich unvermeidlich und dauernd im Gegensatz mit Serbien und Bulgarien zu befinden. Gehen wir zu der Frage der Kompensationen hinsichtlich der durch das Gefühl des Volkes erstrebten Provinzen.

Von Berchtold zu Burian.

Sonnino erklärte dem Fürsten Bülow am 14. Jänner, daß man den Zustand einer dauernden Eintracht mit Oesterreich-Ungarn nur erreichen könnte, wenn die irredentistische Formel von Trentino und Triest vollkommen ausgeschaltet würde. Fürst Bülow

erklärte, daß Oesterreich-Ungarn den Krieg der Abtretung von Triest vorziehen würde. Er glaube es erreichen zu können, daß das Trentino abgetreten würde, aber nichts anderes. Sonnino erklärte am 25. Jänner dem Fürsten Bülow, daß er vom Gange der Dinge ein bißchen enttäuscht sei. Die halbamtliche Wiener Presse erklärte jede Abtretung von Territorien als ausgeschlossen, und die österreichisch-ungarischen Truppen konzentrierten sich an den Grenzen Rumaniens und Serbiens, was eine neue Gefahr für Italien darstelle und eine lebhafteste Bewegung zu Gunsten unserer Teilnahme am Kriege hervorrufe. Sonnino erklärte, daß er sich dafür verwenden werde, die Wünsche und Hoffnungen zu mäßigen und Vertrauen auf die diplomatische Aktion zu empfehlen, aber unglücklicherweise bleiben wir trotz des guten Willens des Fürsten Bülow und Deutschlands vollkommen von Oesterreich-Ungarn umfaßt mit einem schweren Schaden für unsere Einrichtungen. Baroz Burian drückte sich weiterhin allgemein aus und erklärte sich gegen ein Bräutid.

Alea jacta est.

Der erste Kriegstag mit Italien.

Der schmachlichste Treubruch seit Menschengedenken ist nun amtlich bescheinigt. Man liest immer wieder das jämmerliche Nachwerk der italienischen Kriegserklärung, der die Verlegenheit an jeder Zeile anzufennen ist, und fragt sich, ob so etwas unter gesitteten Menschen überhaupt möglich ist.

Die treulose Undankbarkeit der Japaner gegen ihre deutschen Lehrmeister, denen sie alles verdanken? Man kann die Geschichte seit dem Beginne ihrer Aufschreibungen durchwandern, man wird manche Untat, manche Barbarei, manche Niedertracht finden, keine aber, die sich mit dem vergleichen läßt, was Italiens derzeitige Beherrscher jetzt getan. Es ist nicht möglich, daß das ganze italienische Volk diese Untat gutheißt; es nicht möglich, daß sich ganz Italien von dem degenerierten Dichterling d'Annunzio und seinen freien Auftraggebern auf die Dauer beherrschen läßt. Die 74 Parlamentarier, die in der Kammer den Mut ausbrachten, die Vorlagen der Regierung abzulehnen, die werden sehr bald hundert- und tausendfach erstehen, dann, wenn die ersten Verwundetenzüge ins innere Land rollen, wenn dargetan sein wird, daß der Versuch der Erlösung der unerlösten Brüder mehr an Blut kostet, als es überhaupt zu erlösen gibt.

Doch wir wollen dem rächenden Gange der Entwicklung nicht vorgreifen und uns nicht vorzeitig in einem Sicherheitsgefühl wiegen. Aber an die jüngste Geschichte als an Tatsachen dürfen wir uns mit Stolz erinnern, an Novara und Custoza, an Lissa, an jene ruhmvollen Siege, in denen die drei- und vierfache Übermacht der Italiener schimpfliche Niederlagen erlitt. Auf die treue Bundesgenossenschaft der Deutschen können wir bauen, die auch diesen Krieg mit als den ihren bezeichnen und mit als den ihren kämpfen werden. Die neun Monate schwerer Kriegserfahrungen werden ihre Früchte tragen. Die Rechnung Italiens, das so lange wartete, um es mit einem geschwächten und daher leicht zu besiegenden Gegner aufzunehmen, ist gottlob grundfalsch. Die beiden Zentralmächte sind trotz der furchtbaren Kriegsoffer im vergangenen Dreivierteljahre heute stärker denn je. Das beweisen sie an der Westfront, noch mehr an der Ostfront und das werden sie, so ein gütiges Geschick will, erst recht an der Südfront erweisen.

Dazu kommt eines: Die wahnsinnige Empörung, die die verbündeten Heere und Völker gegen den treulosen, wortbrüchigen, türkischen neuen Feind erfaßt hat. So unfassbar das Verhalten Italiens für jeden ist,

der nur ein Fünkchen Ehr- und Schamgefühl besitzt, genau so furchtbar wird dieser Krieg werden. Das ist kein ehrlicher Feind, den wir nun zu bekämpfen haben; kein Soldat, der mit den Waffen in der Hand treu seinen Dienst macht, das ist ein Mordmörder, der am Wege lauert, den ahnungslosen Wanderer von hinten anschleicht und ihm den Dolch in den Rücken stoßen will. Mit solchen Leuten verfährt man anders als mit einem tapferen Feind, der offen seine Stirne bietet, der Brust an Brust ringt.

Wer den Gang der Verhandlungen mit Italien miterlebt hat — leider hat das Volk nur weiße Flecke gesehen — der empfindet fast etwas wie Befriedigung, daß dieses schändliche Känkepiel, dieses Gemisch von Feigheit, Lüge und Frechheit endlich einen Abschluß gefunden hat. Jedesmal, wenn einer dieser italienischen Bevollmächtigten mit seinem fatalen Lächeln, seinen präpotenten Ansprüchen irgendwo eintrat, hatte man das Gefühl, es mit einer giftigen Natter zu tun zu haben. Nun ist das häßliche Spiel zu Ende, das scharfe Schwert entscheidet. Und dem vertrauen wir, weil ehrliche Hände auf unserer Seite es führen.

Die Kriegserklärung Italiens.

Wien, 23. Mai. Eine Sonderausgabe der „Wiener Zeitung“ enthält in ihrem amtlichen Teile weiter Folgendes:

Wien, 23. Mai.

Der königlich italienische Botschafter hat heute um halb 4 Uhr beim Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Außern vorgesprochen und die Kriegserklärung Italiens überbracht.

Der Wortlaut der Kriegserklärung.

Wien, 23. Mai. Der Text der vom königlich italienischen Botschafter dem k. u. k. Minister des k. u. k. Hauses und des Außern überbrachten Kriegserklärung hat folgenden Wortlaut:

Wien, am 23. Mai 1915.

Den Befehlen Seiner Majestät des Königs, seines erhabenen Herrschers, entsprechend, hat der unterzeichnete königlich italienische Botschafter die Ehre, Seiner Excellenz dem Herrn österreichisch-ungarischen Minister des Außern folgende Mitteilung zu übergeben:

Am 4. d. M. wurden der k. u. k. Regierung die schwerwiegenden Gründe bekanntgegeben, weshalb Italien, im Vertrauen auf sein gutes Recht seinen Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn, der von der k. u. k. Regierung verletzt worden war, für nichtig und von nun an wirkungslos erklärt und seine volle Handlungsfreiheit in dieser Hinsicht wieder erlangt hat. Fest entschlossen,

Das Manifest des Kaisers.

Wien, 23. Mai. Die heute nachmittag erschienene Sonderausgabe der „Wiener Zeitung“ sagt im amtlichen Teile:

Seine I. und I. Apostolische Majestät haben das nachstehende Allerhöchste Handschreiben und Manifest allergnädigst zu erlassen geruht:

Lieber Graf Stürgkh!

Ich beauftrage Sie, das angeschlossene Manifest „An Meine Völker“ zur allgemeinen Verlautbarung zu bringen.

Wien, am 23. Mai 1915.

Franz Joseph m. p.

Stürgkh m. p.

An Meine Völker!

Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt.

Ein Treubruch, dergleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden.

Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, währenddessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen.

Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet; wir haben unseren Bündnispflichten stets

getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als er ins Feld zog.

Wir haben mehr getan: Als Staaten seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sandte, waren wir, um das Bundesverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen, schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen Herzen besonders nahe gingen.

Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen.

Und so muß sich das Schicksal vollziehen.

Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treuester Waffenbrüderschaft mit den Heeren Meines erlauchten Verbündeten Meine Armeen siegreich standgehalten.

Der heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner.

Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custoza und Lissa, die den Stolz Meiner Jugend bilden, und der Geist Radekhs, Erzherzog Albrechts und Tegetthoffs, der in Meiner Land- und Seemacht fortlebt,

bürgen Mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich verteidigen werden.

Ich grüße Meine Kampfbewährten, siegerprobten Truppen, Ich vertraue auf sie und ihre Führer! Ich vertraue auf Meine Völker, deren beispiellosem Opfermute Mein innigster väterlicher Dank gebührt.

Den Allmächtigen bitte Ich, daß er unsere Fahnen segne und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.

Franz Joseph m. p.

Stürgkh m. p.

Italien mit Bris

Alea jacta est.

Der erste Kriegstag mit Italien.

Der schmachlichste Treubruch seit Menschengedenken ist nun amtlich bescheinigt. Man liest immer wieder das jämmerliche Nachwerk der italienischen Kriegserklärung, der die Verlegenheit an jeder Zeile anzukennen ist, und fragt sich, ob so etwas unter gesitteten Menschen überhaupt möglich ist.

Die treulose Undankbarkeit der Japaner gegen ihre deutschen Lehrmeister, denen sie alles verdanken? Man kann die Geschichte seit dem Beginne ihrer Aufschreibungen durchwandern, man wird manche Untat, manche Barbarei, manche Niedertracht finden, keine aber, die sich mit dem vergleichen läßt, was Italiens derzeitige Beherrscher jetzt getan. Es ist nicht möglich, daß das ganze italienische Volk diese Untat gutheißt; es nicht möglich, daß sich ganz Italien von dem degenerierten Dichterling d'Annunzio und seinen feilen Auftragnebern auf die Dauer beherrschen läßt. Die 74 Parlamentarier, die in der Kammer den Mut ausbrachten, die Vorlagen der Regierung abzulehnen, die werden sehr bald hundert- und tausendfach erstehen, dann, wenn die ersten Verwundetenzüge ins innere Land rollen, wenn dargetan sein wird, daß der Versuch der Erlösung der unerlösten Brüder mehr an Blut kostet, als es überhaupt zu erlösen gibt.

Doch wir wollen dem rächenden Gange der Entwicklung nicht vorgreifen und uns nicht vorzeitig in einem Sicherheitsgefühl wiegen. Aber an die jüngste Geschichte als an Tatsachen dürfen wir uns mit Stolz erinnern, an Novara und Custoza, an Lissa, an jene ruhmvollen Siege, in denen die drei- und vierfache Übermacht der Italiener schimpfliche Niederlagen erlitt. Auf die treue Bundesgenossenschaft der Deutschen können wir bauen, die auch diesen Krieg mit als den ihren bezeichnen und mit als den ihren kämpfen werden. Die neun Monate schwerer Kriegserfahrungen werden ihre Früchte tragen. Die Rechnung Italiens, das so lange wartete, um es mit einem geschwächten und daher leicht zu besiegenden Gegner aufzunehmen, ist gottlob grundfalsch. Die

beiden Zentralmächte sind trotz der furchtbaren Kriegsoffer im vergangenen Dreivierteljahre heute stärker denn je. Das beweisen sie an der Westfront, noch mehr an der Ostfront und das werden sie, so ein gütiges Geschick will, erst recht an der Südfront erweisen.

Dazu kommt eines: Die wahnsinnige Empörung, die die verbündeten Heere und Völker gegen den treulosen, wortbrüchigen, tückischen neuen Feind erfaßt hat. So unfassbar das Verhalten Italiens für jeden ist,

der nur ein Fünkchen Ehr- und Schamgefühl besitzt, genau so furchtbar wird dieser Krieg werden. Das ist kein ehrlicher Feind, den wir nun zu bekämpfen haben; kein Soldat, der mit den Waffen in der Hand treu seinen Dienst macht, das ist ein Menehalmörder, der am Wege lauert, den ahnungslosen Wanderer von hinten anschleicht und ihm den Dolch in den Rücken stoßen will. Mit solchen Leuten verfährt man anders als mit einem tapferen Feind, der offen seine Stirne bietet, der Brust an Brust ringt.

Wer den Gang der Verhandlungen mit Italien miterlebt hat — leider hat das Volk nur weiße Flecke gesehen — der empfindet fast etwas wie Befriedigung, daß dieses schändliche Ränkespiel, dieses Gemisch von Feigheit, Lüge und Frechheit endlich einen Abschluß gefunden hat. Jedesmal, wenn einer dieser italienischen Bevollmächtigten mit seinem fatalen Lächeln, seinen präpotenten Ansprüchen irgendwo eintrat, hatte man das Gefühl, es mit einer giftigen Ratte zu tun zu haben. Nun ist das häßliche Spiel zu Ende, das scharfe Schwert entscheidet. Und dem vertrauen wir, weil ehrliche Hände auf unserer Seite es führen.

Die Kriegserklärung Italiens.

Wien, 23. Mai. Eine Sonderausgabe der „Wiener Zeitung“ enthält in ihrem amtlichen Teile weiter Folgendes:

Wien, 23. Mai.

Der königlich italienische Botschafter hat heute um halb 4 Uhr beim Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Außern vorgesprochen und die Kriegserklärung Italiens überbracht.

Der Wortlaut der Kriegserklärung.

Wien, 23. Mai. Der Text der vom königlich italienischen Botschafter dem k. u. k. Minister des k. u. k. Hauses und des Außern überbrachten Kriegserklärung hat folgenden Wortlaut:

Wien, am 23. Mai 1915.

Den Befehlen Seiner Majestät des Königs, seines erhabenen Herrschers, entsprechend, hat der unterzeichnete königlich italienische Botschafter die Ehre, Seiner Exzellenz dem Herrn österreichisch-ungarischen Minister des Außern folgende Mitteilung zu übergeben:

Am 4. d. M. wurden der k. u. k. Regierung die schwerwiegenden Gründe bekanntgegeben, weshalb Italien, im Vertrauen auf sein gutes Recht seinen Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn,

der von der k. u. k. Regierung verletzt worden war, für nichtig und von nun an wirkungslos erklärt und seine volle Handlungsfreiheit in dieser Hinsicht wieder erlangt hat. Fest entschlossen,

mit allen Mitteln, über die sie verfügt, für die Wahrung der italienischen Rechte und Interessen Sorge zu tragen, kann die königliche Regierung sich nicht ihrer Pflicht entziehen, gegen jede gegenwärtige und zukünftige Bedrohung zum Zwecke der Erfüllung der nationalen Aspirationen jene Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen.

Seine Majestät der Königerklärt, daß er sich von morgen ab als im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befindlich betrachtet.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Seiner Exzellenz dem Herrn Minister des Außern gleichzeitig mitzuteilen, daß noch heute dem kaiserlich und königlichen Botschafter in Rom die Pässe werden zur Verfügung gestellt werden, und er wäre Seiner Exzellenz dankbar, wenn ihm die selben übermittelt würden.

Bez.: Avarna.

Das Manifest des Kaisers.

Wien, 23. Mai. Die heute nachmittag erschienene Sonderausgabe der „Wiener Zeitung“ sagt im amtlichen Teile:

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben das nachstehende Allerhöchste Handschreiben und Manifest allergnädigst zu erlassen geruht:

Lieber Graf Stürgkh!

Ich beauftrage Sie, das angeschlossene Manifest „An Meine Völker“ zur allgemeinen Verlautbarung zu bringen.

Wien, am 23. Mai 1915.

Franz Joseph m. p.
Stürgkh m. p.

An Meine Völker!

Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt.

Ein Treubruch, dergleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden.

Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, währenddessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen.

Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet; wir haben unseren Bündnispflichten stets

BRAND, Ralf

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 144.

TAG: 25. 5. 1915 (1. Bogen)

Mit der Flotte gegen Libau.

Von unserem zum Oheer entsendeten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

An Bord S. M. S. ..., den 8. Mai.

Elf Uhr nachts im Hafen von Memel. Man kann nicht die Hand vor Augen sehen. Alle Schiffe liegen mit abgeblendeten Lichtern, die Molen und Kais haben kein Licht. Man stolpert über Schienen und Taue vorwärts. In ein paar Minuten geht das Torpedoboot S... ab, das letzte Boot, das mich zur Flotte bringen kann. Endlich heben sich Schornstein und Mast des Schiffes über der Kaimauer ab und der lange schmale Schiffskörper ist undeutlich zu erkennen. Der Landungssteg liegt noch, es wird Proviant übernommen. Hinüber. Der Kommandant des Torpedobootes, Kapitänleutnant, bringt uns zu der kleinen Messe, wir legen die paar Kleingleiten, die wir in der Hand halten, ab und gehen an Deck. Der Landungssteg wird eingezogen. Mit langsamer Fahrt rückwärts löst sich das Boot vom Land. Noch sieht man die schweren Umrisse des Panzerzuges, der auf dem Gleise steht. Dann hat die Dunkelheit das Land verschluckt. Am Schornstein des Bootes glühen ein paar Lichtsignale auf, dann fahren

Einem anderen waren die Brüder gegen die Russen gefallen. Er hätte da gern eine Rechnung in Ordnung gebracht. Der erste Offizier hatte es nicht leicht mit seinem Landungsstörps.

„Nur zum Einschiffen!“ Die Mannschaft ging an Bord des Torpedobootes und ich schloß mich der kleinen Abteilung an. In voller Fahrt fuhr das Boot in Richtung der Molen. Gleichzeitig lösten sich Boote von der Seite der anderen Kreuzer. Wir sausten, nachdem die Mole erreicht war, an ihr entlang, so daß wir gegen mögliches Feuer vom Land geschützt waren. Der Hafen von Libau hat drei Einfahrten. Wir rasten zuerst an der nördlichen vorbei. Mastspitzen ragten aus dem Fahrwasser, hier schienen mindestens zwei größere Schiffe versenkt, die mittlere Einfahrt schien noch in der Mitte eine schmale Fahrrinne, breit genug, daß ein Torpedoboot durch konnte, offen zu haben, die nördlichste war wieder völlig versperrt. Saubere Arbeit der „Augsburg“, die ja gleich bei Beginn des Krieges den Hafen von Libau unbenutzbar für größere Schiffe gemacht hatte. Das Boot ging in langsamer Fahrt, wie die anderen auch. Eine Pinasse war inzwischen durch die mittlere Einfahrt gegangen, sie signalisierte: Das ganze Fahrwasser minenverseucht. Es wurde vorsichtig gefahren. „In Kiellinie folgen“ signalisierte das Divisionsboot, und wir sausten zurück, der Zweck, die Möglichkeiten der Einfahrt, die etwaige russische Verteidigung festzustellen, war ja auch erreicht. Ich muß dabei gestehen, daß es angenehmere Gefühle gibt, als die, welche sich einstellen, wenn man im Torpedoboot über Minenfelder fährt und jeden Augenblick annimmt, unfreiwilliger Flieger zu werden. Die Torpedo-Beute schienen nicht viel dabei zu finden. „Ja, das gehört zu unserem Krieg.“

Das Torpedoboot brachte uns wieder an Bord des Kreuzers, die Pinasse wurde herabgelassen und ein Kutter. Zum zweiten Male ging die Landungsabteilung in dem Kutter dem Lande zu. Diesmal fuhr die Pinasse des Admiralschiffes, der unsere Abteilung zu folgen hatte, in Richtung des Kurhauses in der Nähe der scheinbar unbesetzten Batterien am Südkranke. Man erkannte deutlich den schönen weißen Badestrand, die Anlagen, das Kurhaus und schräg davor einen ziemlich steilen grünen Wall. „Bei Schieten wohl gar nicht, die Russen?“ fragte ziemlich enttäuscht der „Amerika-Fahrer“. „Gewehre schußfertig, bereit zur Landung“, befahl der Leutnant zur See, der die Abteilung kommandierte und zog den Revolver. Wir waren jetzt 300 Meter vom Strande etwa. Da prasselte es los. Ich unterschied deutlich den trockenen Ton eines Maschinengewehres. Led, ted, ted. . . Dazwischen kräftiges Schnellfeuer von Infanterie. Die Geschosse schlugen ein paar Meter von unserem Boote ein. „Dat gift dicke Luft“, sagte der Maat am Steuer. Wir suchten abzuschwenken, gleichzeitig legte sich ein Torpedoboot dicht an den Strand und fing an zu funkeln. Dann sauste es über unseren Kopf, der kleine Kreuzer hinter uns fing an, die Linie mit Granaten zu besetzen. Gleich der zweite Schuß schien in der Schanze zu sitzen. Die

Aufgabe, die russischen Verteidigungsmittel aufzuklären, war erfüllt.

An Bord unseres Kreuzers war man inzwischen feuerfertig, und dann auf 8000 Meter wurde der erste Schuß auf die Nordwerke, nach Verabredung mit der Landarmee, einer Verbindung, die ausgezeichnet „arbeitete“, gelöst. Ich habe sehr große deutsche Landgeschütze, auch die österreichischen Motormörser, im Feuergefecht gehört, hier auf dem Schiffe war die Schallwirkung in ganz anderen Mäßen. Man dachte, trotz der Wattestopfen in den Ohren müsse das Trommelfell springen und der Feuerstrahl schien dicht neben einem aufzuklappen, trotz der Entfernung von zwei Metern. Der Kreuzer, auf dem ich stand, hatte die stärkste Bestückung des hier angelegten Teiles der Ostseeflotte. Das Schiff zitterte, wenn die Riesenrohre sprachen, und ich konnte mir eine Vorstellung von der Seeschlacht machen, wenn ich zu diesen Riesendetonationen mit dachte, daß nun die bis achtzig Meter hohe Wassersäulen, die die Granaten des feindlichen Schiffes hochwarfen, dazu über Bord schlagen oder einer der Riesenzuderhüte Brand und giftige Gase über das Deck ausbreitete.

Schuß auf Schuß rollte nach den russischen Nordstellungen. Man sah die schwefelgelben Wolken beim Einschlag aufsteigen, vom Ausguck konnte man sehen, wie die alten Bäume der Waldstrecke, die unter Feuer stand, wie Streichhölzer zerbrachen und ganze Strecken entwurzelt wurden. Ich weiß nicht, wie die tatsächliche Wirkung dieser Beschießung im einzelnen war, die moralische Wirkung muß ganz gewaltig gewesen sein. Am nächsten Morgen kam dann auch die Telefunkenmeldung von den Landkräften, daß dank der tapfersten Unterstützung der Flotte Libau Stadt und Festung im deutschen Besitz wären.

Die Kreuzer hatten an diesem Morgen eine schwere Nacht hinter sich, denn plötzlich war dicker Nebel gefallen und das Manövrieren in der Minensperre, während man das nächste Schiff auf keine zehn Meter sehen konnte, war keine Kleinigkeit. Aber gegen Mittag wurde es lichter, man sah die Umrisse der nächsten Schiffe gespensterhaft und riesig durch die grauen, hängenden und ziehenden Schleier.

Aber die Mannschaft, die ja in Alarmbereitschaft gewesen war — ohne Hängematte lag die Hälfte auf den Gängen, während die andere Hälfte im Dienst war — schien von allen Anstrengungen wenig berührt, sie schrien Hurra!, daß man es bis zum Land hören mußte, und ihr einziger Kummer war, daß sie nicht persönlich den Russen etwas hätten „sagen“ können.

In der Offiziersmesse aber las man außer dem Funkenspruch, daß Libau unser wäre, noch die Nachricht von der „englischen“ Seeschlacht. „Sie können sagen, was sie wollen; hier waren die Engländer unbedingt siegreich.“ Im übrigen fiel mir auf, wie ruhig, sachlich und gerecht man in allen Gesprächen den Gegner beurteilte.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatler.

Brandt, Rolf

Nr.: TAGESST (Graz) TAG:

Nr.: 144

TAG: 25.5.1915 2. Progen

Aufgabe, die russischen Verteidigungsmittel aufzuklären, war erfüllt.

An Bord unseres Kreuzers war man inzwischen feuerfertig, und dann auf 8000 Meter wurde der erste Schuß auf die Nordwerke, nach Verabredung mit der Landarmee, einer Verbindung, die ausgezeichnet „arbeitete“, gelöst. Ich habe sehr große deutsche Landgeschütze, auch die österreichischen Motormörser, im Feuergefecht gehört, hier auf dem Schiffe war die Schallwirkung in ganz anderen Massen. Man dachte, trotz der Wattestopfen in den Ohren müsse das Trommelfell springen und der Feuerstrahl schien dicht neben einem aufzublammen, trotz der Entfernung von zwei Metern. Der Kreuzer, auf dem ich stand, hatte die stärkste Bestückung des hier angelegten Teiles der Ostseeflotte. Das Schiff zitterte, wenn die Riesentohre sprachen, und ich konnte mir eine Vorstellung von der Seeschlacht machen, wenn ich zu diesen Riesendetonationen mir dachte, daß nun die bis achtzig Meter hohe Wasserfäulen, die die Granaten des feindlichen Schiffes hochwarfen, dazu über Bord schlugen oder einer der Riesenzunderhüte Brand und giftige Gase über das Deck ausbreitete.

Schuß auf Schuß rollte nach den russischen Nordstellungen. Man sah die schwefelgelben Wolken beim Einschlag aufsteigen, vom Ausguck konnte man sehen, wie die alten Bäume der Waldstrecke, die unter Feuer stand, wie Streichhölzer zerbrachen und ganze Strecken entwurzelt wurden. Ich weiß nicht, wie die tatsächliche Wirkung dieser Beschießung im einzelnen war, die moralische Wirkung muß ganz gewaltig gewesen sein. Am nächsten Morgen kam dann auch die Telesunkenmeldung von den Landkräften, daß dank der tatkräftigen Unterstützung der Flotte Libau Stadt und Festung im deutschen Besitz wären.

Die Kreuzer hatten an diesem Morgen eine schwere Nacht hinter sich, denn plötzlich war dicker Nebel gefallen und das Mandrieren in der Minensperre, während man das nächste Schiff auf keine zehn Meter sehen konnte, war keine Kleinigkeit. Aber gegen Mittag wurde es lichter, man sah die Umrisse der nächsten Schiffe gespensterhaft und riesig durch die grauen, hängenden und ziehenden Schleier.

Aber die Mannschaft, die ja in Alarmbereitschaft gewesen war — ohne Hängematte lag die Hälfte auf den Gängen, während die andere Hälfte im Dienst war — schien von allen Anstrengungen wenig berührt, sie schrien Hurra!, daß man es bis zum Land hören mußte, und ihr einziger Kummer war, daß sie nicht persönlich den Russen etwas hätten „seggen“ können.

In der Offiziersmesse aber laß man außer dem Funkenpruch, daß Libau unser wäre, noch die Nachricht von der „englischen“ Seeschlacht. „Sie können sagen, was sie wollen, hier waren die Engländer unbedingt siegreich.“ Im übrigen fiel mir auf, wie ruhig, sachlich und gerecht man in allen Gesprächen den Gegner beurteilte.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Die Kriegserklärung.

Wien, 23. Mai. Amtlich wird mitgeteilt: Der königlich italienische Botschafter hat heute um halb 4 Uhr beim Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Äußern vorgesprochen und die Kriegserklärung Italiens überbracht. Die Kriegserklärung hat (in deutscher Uebersetzung; überreicht ist sie in französischer Sprache) folgenden Wortlaut:

Den Befehlen Seiner Majestät des Königs, seines erhabenen Herrschers, entsprechend hat der unterzeichnete königlich italienische Botschafter die Ehre, Seiner Exzellenz dem Herrn österreichisch-ungarischen Minister des Äußern folgende Mitteilung zu übergeben:

Am 4. d. wurden der k. und k. Regierung die schwerwiegenden Gründe bekanntgegeben, weshalb Italien im Vertrauen auf sein gutes Recht seinen Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn, der von der k. und k. Regierung verletzt worden war, für nichtig und von nun an wirkungslos erklärt und seine volle Handlungsfreiheit in dieser Hinsicht wieder erlangt hat. Fest entschlossen, mit allen Mitteln, über die sie verfügt, für die Wahrung der italienischen Rechte und Interessen Sorge zu tragen, kann sich die königliche Regierung nicht ihrer Pflicht entziehen, gegen jede gegenwärtige und zukünftige Bedrohung zum Zwecke der Erfüllung der nationalen Aspirationen jene Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen. Seine Majestät der König erklärt, daß er sich von morgen ab als im Kriegszustand mit Oesterreich-Ungarn befindlich betrachtet.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Seiner Exzellenz dem Herrn Minister des Äußern gleichzeitig mitzuteilen, daß noch heute dem kaiserlichen und königlichen Botschafter in Rom die Pässe werden zur Verfügung gestellt werden, und er wäre Seiner Exzellenz dankbar, wenn ihm die seinen übermitteln würden.

Bez. Avarna.

Ein Manifest des Kaisers.

Der Kaiser hat das nachfolgende Manifest erlassen, das Sonntag in einer Extraausgabe der „Wiener Zeitung“ verbreitet wurde:

An meine Völker!

Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt.

Ein Treubruch, dergleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden.

Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, währenddessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen.

Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet; wir haben unseren Bündnispflichten stets getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog.

Wir haben mehr getan: Als Italien seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sendete, waren wir, um das

Bundesverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen Herzen besonders nahe gingen.

Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen.

Und so muß sich das Schicksal vollziehen.

Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treuester Waffenbrüderchaft mit den Heeren meines erlauchten Verbündeten meine Armeen siegreich standgehalten.

Der neue, heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner.

Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custoza und Bissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, und der Geist Radezky's, Erzherzog Albrecht's und Tegetthoff's, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenze der Monarchie erfolgreich verteidigen werden.

Ich grüße meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen, ich vertraue auf sie und ihre Führer! Ich vertraue auf meine Völker, deren beispiellosem Opfermut mein innigster väterlicher Dank gebührt.

Den Allmächtigen bitte ich, daß er unsere Fahnen segne und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.

Franz Josef m. p.

Der Krieg mit Italien.

Ein Armeebefehl des Erzherzogs Friedrich.

Wien, 25. Mai. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Erzherzog Friedrich hat zur sofortigen Verlautbarung an alle I. und II. Truppen und zur Kenntnis für die unterstehenden deutschen Truppen einen Armeebefehl erlassen, der zunächst das Manifest des Kaisers im Wortlaut wiedergibt und sodann fortführt:

Soldaten! Ihr habt die in erster Stunde gesprochenen Worte vernommen, sie kennzeichnen die ganze schmachvolle Niedertracht unseres neuen Feindes, der jahrzehntelange Treue mit schändlichem Verrat löhnt! Sie weisen uns Soldaten aber auch die neue große Aufgabe, deren Lösung Seine Majestät und das Vaterland vertrauensvoll in unsere Hände legen. Kein ehrlicher neuer Feind tritt uns Aug' in Aug' entgegen, nein, der treulose bisherige Bundesgenosse Oesterreich-Ungarns und Deutschlands sieggekrönter Heere und Flotten, die nach zehnmonatigem heißen Ringen gegen die halbe Welt unbesiegt und fester denn je im Kampfe stehen, fällt uns heimtückisch in den Rücken. An uns Soldaten ist es, diese beispiellose Haltung unserer Feinde mit Blut und Eisen zu strafen und ihnen wieder den Weg zu zeigen, den seinerzeit schon unsere Vorfahren bei Mortara und Novara, bei Custozza und Bissa gewiesen haben. Unser heiliggeliebter, allergnädigster Herr, der alles versuchte, um uns und unseren Verbündeten diese neue Prüfung zu ersparen, soll den Geist Maderhans, Erzherzog Albrechts und Tegetthoffs in uns wieder finden! Wir wollen ihre würdigen Enkel sein! „Viel Feind, viel Ehr!“ sei unser Kampfruf! So grüßen wir unseren erhabenen Kaiser und König und unsere treuen Waffenbrüder, so grüßen wir im Norden unsere Kameraden, die im Süden bereitstehen, dem schmachlichen Einbruch in unseren Rücken zu trotzen, bis auch für den Süden der Tag anbricht, der blutige Vergeltung bringt. Soldaten! Ohne Zagen, frohen Mutes los auf den neuen Gegner! Mit Gottes Hilfe und in treuer Waffenbrüderschaft mit unseren verbündeten Kameraden werden wir auch ihn zu schlagen wissen!

Feldmarschall Erzherzog Friedrich

Ein dreifaches Gibraltar.

Jetzt ist die dunkle Ungewißheit gewichen, die über diesem Kriege liegt. Wenn man in Verlegenheit war, die Kriegsziele der Staaten aufzuzeigen, wenn die Seele des Menschenfreundes bedrückt war von dem Gedanken, daß um eines ungewissen Enderfolges so viel Blut vergossen wird, jetzt wissen wir genau, worum gekämpft wird.

Von Demokratie, von nationaler Erlösung wird uns seit Monaten erzählt. Die Vereinigung aller jener, die die gleiche Sprache sprechen, die Errettung aus nationaler Fremdherrschaft und die Wiedervereinigung unerlöster Provinzen waren der Deckmantel der französischen und englischen Kapitalistenklasse, unter dem sich ihre Handelsinteressen bargen. Der Beitritt Italiens zerreißt ihn. Dieses Land konnte diese sogenannte Erlösung seiner Nationsgenossen umsonst und im Frieden haben, wenigstens soweit sie im österreichischen Länderverband stehen — die Entente hat bisher keinen Heftar und keine Seele freiwillig hergegeben. Die nationale Befreiung ist der populäre Vorwand, die Volksmassen in Hitze zu bringen, imperialistische Ausdehnung aber ist das Ziel, das aus den Forderungen Italiens deutlich hervortritt.

Was will der Bund Englands, Frankreichs und Italiens wirklich?

Im Balkankrieg haben die jungen christlichen Nationen sich selbst befreit und als Nationalstaaten ihren Eintritt in die Geschichte vollzogen. Wären sie mit sich allein geblieben, sie hätten möglicherweise den Sieg mit ihrem Bunde gekrönt und sich als Großmacht den Frieden gebracht. Rußland war es vor allen und mehr als alle anderen, das diese segensvolle Entwicklung durchkreuzte. Der Sozialistenkongreß zu Basel hat zur Parole der europäischen Demokratie gemacht: Der Balkan den Balkanvölkern! Welche Vorwürfe man der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik auch machen kann — und wir haben ihre Fehler ohne Unterlaß aufgezeigt und angeklagt —, in jenem Moment, als die Balkanstaaten sich selbst befreit hatten, hat sie ihr „territoriales Desinteressement“ erklärt.

Rußland war es, das die innere Gestaltung des Balkans aus eigener Kraft durchkreuzte. Rußland warf sich den Verbündeten in den Weg, als sie gegen Konstantinopel zogen, und verhinderte, daß sich der Bund in der gemeinsamen Bundeshauptstadt selbst vollende. Rußland spornte Serbien an, seine Forderungen zu überspannen, den Bulgaren Mazedonien zu rauben. Rußland hat den kaum geeinten Balkan wieder gespalten und Serbien zu seinem Sonderorgan gemacht, zu seinem ständigen doppelten Hinterhalt: gegen Bulgarien, wenn es nach Konstantinopel greift, und gegen Oesterreich-Ungarn, wenn es Rußland irgendwo die Wege zu kreuzen wagen sollte.

Nicht geleugnet sei, daß Oesterreich-Ungarn gegenüber Serbien, hauptsächlich in handels- und verkehrspolitischen Fragen, seit 1906 unflug und unrecht gehandelt hat. Aber diese Fehler treten weit zurück hinter die schwere geschichtliche Schuld Rußlands, den eben in die Geschichte eintretenden „christlichen“ Balkan

im Keime vergiftet und sich selbst entfremdet zu haben. Die Balkansozialisten haben auf ihrer denkwürdigen Konferenz zu Belgrad im Jänner 1910 das große Ziel aufgestellt, die Balkanvölker aus dem diplomatischen Spiel der Großmächte zu erretten und ihnen die Entfaltung aus eigener Kraft im friedlichen Bunde zu sichern. Damit ist es nun vorbei, wenn der Wille der Entente siegt!

Was will dieser Deutebund bourgeois Habgier und zarischer Eroberungssucht? Wozu ward Italien besonders gedungen?

Italien will nebst Triest und Fiume, den Handelstören Mitteleuropas im Süden, vor allem die Seefestung Pola, beide Küsten der Adria und die dalmatinischen Inseln. Es beabsichtigt, sich also als militärische und maritime Großmacht vor das Tor Mitteleuropas zu legen und alle Völkerschaften dahinter zu der Rolle von Binnenwöllern zu verurteilen. Aber Italien legt seine Hand auch auf Valona, den beherrschenden Flottenstützpunkt des Westbalkans, auf sein westliches Einbruchstor. Zugleich ist es dazu gemietet, mit Engländern und Franzosen zusammen die

Dardanellen zu stürmen, die östliche Flanke des Balkans, sein zweites Tor. Dort soll Rußland Konstantinopel und den Bosphorus besetzen, Italien und Frankreich Gallipoli und die Dardanellen. England hat sich Imbros' und Tenedos', der vorgelagerten Inseln, schon jetzt versichert, die Zwölfinselgruppe soll Italien behalten.

Der Balkan soll also blockiert sein auf allen Seiten, seine Ausgänge sollen allesamt in die Hände Rußlands und der Westmächte fallen. Damit fällt jede Möglichkeit einer autonomen, politisch machtvollen und wirtschaftlich segensreichen Entwicklung der Balkannationen dahin. Wie die zwei Arme einer Zange fassen Valona und Konstantinopel die Halbinsel an ihren empfindlichsten Punkten und müssen sie maritim, militärisch und wirtschaftlich erdrücken. Zum Kinderespott wird dadurch die Losung: Der Balkan den Balkanvölkern! Zum Narrentraum wird die Hoffnung, daß Griechen, Bulgaren, Serben und Rumänen jemals eigene Kraft, eigene Begabung, eigenes Wirtschaftsleben und eigene Geisteskultur entfalten könnten. Sie werden zur imperialistischen Einflußsphäre, sie haben die türkische Grundherrschaft abgeworfen, um die weststaatliche Kapitalsherrschaft und den russischen Säbel dafür zu tauschen, sie haben mit dem Blute ihrer Heldensöhne die dauernde Fremdherrschaft erkaufte.

Ein dreifaches Gibraltar soll aufgerichtet werden: Pola, Valona, Stambul. Und nicht bloß in Gestalt eines befestigten Punktes wie jener, den England aus der spanischen Erde gerissen und sich annektiert hat. Nicht bloß drei Flottenstützpunkte kommen in Betracht, sondern neben Pola Istrien und Dalmatien und die ganze Inselgruppe, die den Nordwesten des Balkans flankiert, nebst Valona ganz Albanien, nebst Konstantinopel, dem Bosphorus und den Dardanellen alle vorgelagerten Eilande und die ganze Zwölfinselgruppe!

tige glorreiche Kraft, die die gesamte ungarische Nation in ihrem Aufstammen bedeutet, in die Waagschale zur Entscheidung geworfen wird.

Minutentanger Beifall, Jubel und Händeklatschen, worin auch die Opposition einstimmt.

Nach dem Grafen Tisza spricht der Abgeordnete Graf Apponyi im Auftrage der Unabhängigkeitspartei. Die Partei wünscht, daß das Bild des zukünftigen Krieges durch den Empfang gekennzeichnet werde, der dem meuchlerischen Anschlag Italiens zwölf Stunden nach der Kriegserklärung durch unsere glorreiche Flotte bereitet worden ist. (Ungeheurer Beifall.) Die Partei identifiziert sich mit den Ausführungen des Ministerpräsidenten und mit dem niederschmetternden Urtheil, das über das italienische Volk, das uns sympathisch war, gefällt wurde. Die ungarische Nation wird ihre Pflicht auch jetzt erfüllen, sie wird die Alpen Tirols ebenso verteidigen, wie die Tiroler die ungarischen Karpathen. Der Redner wünscht, daß die Selbständigkeit Ungarns im Staatsrechte gewährleistet werde.

Die ganze Opposition erhebt sich von den Sizen und klatscht Beifall. Auch der Ministerpräsident Graf Tisza nimmt daran teil.

War also auch auf die volle Erfüllung der aus dem Bundesverhältnisse entspringenden Pflichten durch Italien nicht mit Sicherheit zu rechnen, so konnten Österreich-Ungarn und Deutschland doch zum mindesten erwarten, daß Italien durch eine wohlwollend neutrale Haltung seine Alliierten in dem ungeheueren Kampfe unterstützen werde.²

Die tatsächliche Entwicklung der Ereignisse hat diese Annahme zunächst gerechtfertigt und nichts ließ in den Anfangsstadien des Weltkrieges vermuten, welcher ungeheuerlichen Treubruches und Verrates Italien sich späterhin schuldig machen würde. In dieser ersten Periode, die mit der Überreichung unserer Note in Belgrad beginnt und bis in den Winter hinein sich erstreckt, war das Verhalten Italiens von drei leitenden Gesichtspunkten bestimmt: von dem Entschlusse, bis auf weiters nicht aus der Neutralität hervorzutreten, jedoch sofort mit aller Intensivität auf einen hohen Grad militärischer Bereitschaft hinzuwirken; von dem Streben, seine neutrale Haltung an der Hand des Vertragstextes zu motivieren und die Bundesgenossen

durch freundschaftliche Erklärungen zu beruhigen; endlich von der Absicht, für alle Fälle von Österreich-Ungarn mittels einer gewaltsamen Interpretation des Artikels VII des Dreibundvertrages die Zusicherung zu erlangen, daß im Falle irgend welcher Errungen-schaften der Monarchie in Serbien oder Montenegro Italien der Anspruch auf gleichwertige Kompensationen zustehe. Dementprechend hat denn auch der italienische Ministerrat, nachdem schon vorher mündliche Äußerungen Marquis di San Giuliano's darauf vorbereitet hatten, am 1. August vorigen Jahres den Beschluß gefaßt, daß Italien neutral bleiben werde. Als Gründe hierfür wurden angegeben, daß das Vorgehen der Monarchie gegen Serbien einen aggressiven Akt gegen Rußland darstelle, weshalb der Bündnisfall für Italien im Sinne des Vertrages nicht eingetreten sei — eine Behauptung, die durch den bloßen Hinweis auf die bekannten umfassenden Vorbereitungen Rußlands für einen Angriffskrieg gegen die beiden Centralmächte und auf die volle Unabhängigkeit Serbiens widerlegt wird; ferner, daß Italien den Gefahren eines Weltkrieges bei seiner exponierten geographischen Lage besonders ausgesetzt wäre — was zutreffen mag, Italien seiner Verpflichtungen aber keineswegs entbinden kann; schließlich, daß Österreich-Ungarn es verabsäumt habe, sich im Sinne des Artikels VII des Bündnisvertrages vor den entscheidenden Schritten mit Italien ins Einvernehmen zu setzen und es überhaupt ablehne, die italienische Interpretation dieses Artikels anzuerkennen. Welche Verwandnis es mit diesem letzten Punkte hatte, davon wird weiter unten noch eingehender gesprochen werden.

² Verpflichtete doch der Artikel IV des Dreibundvertrages sogar für den Fall einer aus defensiven Gründen von einem der Verbündeten ergriffenen kriegerischen Initiative die anderen zu wohlwollender Neutralität. Artikel IV lautet in Übersetzung: „Falls eine Großmacht, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet hat, die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde, und der Bedrohte dadurch gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden anderen, ihrem Verbündeten gegenüber über eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Ein jeder behält sich in diesem Falle vor, an dem Kriege teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachtet, um mit seinem Verbündeten gemeinsame Sache zu machen.“

Wiewohl die italienische Argumentation somit sehr anfechtbar war, wurde die Neutralitätserklärung von Österreich-Ungarn ohne nachdrückliche Einwendungen zur Kenntnis genommen, um so mehr als Italien gleichzeitig neuerlich erklärte, an dem Bundesverhältnisse im übrigen festhalten zu wollen, ja eine spätere Kooperation als durchaus nicht ausgeschlossen bezeichnete und in allen Enunziationen einen aufrichtig klingenden, freundschaftlichen Ton anschlug.

Der erste Versuch eines Vortrages.

Parallel mit diesen Besprechungen über die Frage der Neutralität lief eine Aktion Italiens, die schon am 25. Juli eingesezt hatte und die, wie schon oben bemerkt, das Ziel verfolgte, unter Berufung auf den Artikel VII des Dreibundvertrages Italien für den Fall der Besetzung serbischen Gebietes durch österreichisch-ungarische Truppen den Anspruch auf Kompensationen zu sichern. Sowohl die Entstehungsgeschichte als der Wortlaut dieses Artikels lassen klar erkennen, daß seine Bestimmungen einzig und allein auf den Fall der Besetzung türkischen Gebietes Anwendung zu finden haben. Er wurde im Jahre 1887 auf Wunsch Italiens in den Vertrag aufgenommen, also zu einer Zeit, da die Kompaziszenten sicherlich nur das künftige Schicksal der Türkei und ihres Gebietes regeln wollten. Es steht außer Zweifel, daß diese Abmachungen getroffen wurden, um zu verhindern, daß, falls sich die von den Verbündeten in erster Linie angestrebte unveränderte Aufrechterhaltung des türkischen Besitzstandes in Europa als unmöglich erweisen sollte, die Interessen eines der beiden Teile einseitig und ohne gleichmäßige Berücksichtigung des anderen bevorzugt würden. An andere, nichttürkische Gebiete der Balkanhalbinsel war damals nicht gedacht worden. Dies geht auch aus dem Texte, der seit 1887 unverändert blieb, klar hervor, da daraus zu entnehmen ist, daß wohl die türkischen Küstengebiete in der Adria und im Ägäischen Meere, nicht aber die griechischen oder montenegrinischen unter diese Bestimmung fielen.³

Mit vollem Recht nahm daher die österreichisch-ungarische Regierung den Standpunkt ein, daß der

³ Artikel VII des Dreibundvertrages lautet in deutscher Übersetzung: „Österreich-Ungarn und Italien, die nur die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen Status quo im Orient im Auge haben, verpflichten sich, ihren Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung, die der einen oder der anderen der den gegenseitigen Vertrag unterzeichnenden Mächte nachteilig wäre, hintangehalten werde. Sie werden einander zu diesem Behufe alle Aufschlüsse geben, die geeignet sind, sie gegenseitig über ihre eigenen Absichten sowie über die anderer Mächte aufzuklären. Sollte jedoch der Fall eintreten, daß im Laufe der Ereignisse die Aufrechterhaltung des Status quo im Gebiete des Balkan oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Ägäischen Meere unmöglich würde, und daß, entweder infolge des Vorgehens einer dritten Macht oder sonstwie, Österreich-Ungarn oder Italien genötigt wären, den Status quo durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung ihrerseits zu verändern, so würde diese Besetzung nur stattfinden nach einer vorangegangenen Übereinkunft zwischen den beiden Mächten, welche auf dem Prinzip einer gegenseitigen Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen Status quo hinaus erlangen würde, zu beruhen und die Interessen und berechtigten Ansprüche der beiden Teile zu befriedigen hätte.“

Den ersten Schritt in dieser Richtung unternahm das römische Kabinett, als es durch seinen Botschafter in Wien am 11. Dezember unter deutlichem Hinweis auf die „nationalen Aspirationen“ den Standpunkt vertreten ließ, daß infolge unserer militärischen Operationen auf serbischem Gebiet Italien nach Artikel VII des Dreibundvertrages ein Anrecht auf Kompensationen besitze. Noch unverhällter verriet Italien seine Absichten einen Monat später durch die formelle Anfrage, ob Österreich-Ungarn eine Zession von Teilen seines Gebietes als Basis von Verhandlungen über die im Sinne des Artikels VII zu gewährenden Kompensationen anzunehmen gewillt sei. Aus der Fülle von Argumenten, die von der österreichisch-ungarischen Regierung den italienischen Deputationen damals und im weiteren Verlauf der Verhandlungen entgegengehalten wurden, seien nur einige wenige herausgegriffen: Militärische Operationen in fremdem Gebiet bedeuten noch keine, auch nur temporäre Okkupation im Sinne des Artikels VII und geben dem anderen Teile daher auch keinen Anspruch auf Kompensationen. Da tatsächlich serbisches Territorium von unseren Truppen nicht besetzt ist, fehlt es übrigens an jeder Grundlage für die Bestimmung der Kompensation, die ja gegen die Vorteile abgewogen werden muß. Schließlich liegt es auf der Hand, daß diese Kompensationen nur dort zu suchen sind, wo die Vorteile liegen, die sich ausgleichen sollen, nämlich auf der Balkanhalbinsel und niemand hat bei dem Abschluß des Vertrages daran gedacht, daß hierfür andere Gebiete und vollends eigene in Betracht kommen könnten.

Österreich-Ungarn hat überdies am 9. Februar gerade der italienischen Interpretation des Artikels VII entsprechende und ganz gleichberechtigte Gegenansprüche, die sich aus der Tatsache der italienischen Besetzung der Inseln im Ägäischen Meer und Salonas ergaben, angemeldet. Demgegenüber hielt Italien starr an seinem Standpunkte fest und erklärte schließlich nach längerem fruchtlosen Verhandeln Ende Februar, daß es eine Wiederaufnahme unserer Operationen gegen Serbien ohne vorangegangene Vereinbarung über die Frage der Kompensationen als einen Bruch des Bündnisvertrages ansehen und daraus die schwersten Konsequenzen ableiten müßte, sowie andererseits, daß eine solche Vereinbarung nur auf Grund einer Abtretung österreichisch-ungarischen Gebietes möglich sei.

Nun war die Situation geklärt. Diese Haltung des römischen Kabinetts, die von einer durch die Regierung selbst und ihre Presse geschürten Erregung der öffentlichen Meinung gegen die beiden Zentralmächte und den eifrigsten Vorbereitungen für eine Mobilisierung begleitet war, ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß das Verhältnis zu Italien nur mehr durch territoriale Zugeständnisse Österreich-Ungarns saniert werden konnte, und daß andernfalls Italien sich durch Regungen des Ehrgefühls und Gewissens nicht würde abhalten lassen, die ihm günstig erscheinende Gelegenheit zu einem Angriff auf die Monarchie auszunützen, um seine nationalen Aspirationen zu verwirklichen. Sah man in Österreich-Ungarn dieser Gefahr auch ruhigen Blutes und mit kühler Entschlossenheit entgegen, so mußten sich die Faktoren, in deren Händen die Geschicke der Monarchie ruhten, im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit doch die Frage vorlegen, ob nicht nach der Erschöpfung aller anderen Mittel selbst um den hohen Preis einer Gebietsabtretung noch der Versuch unternommen werden müßte, das politische Verhältnis zu Italien aufrechtzuerhalten, ja vielleicht auf festere Grundlagen zu stellen.

Der letzte Versuch.

Österreich-Ungarn konnte sich nur schwer mit dem Gedanken befreunden, kampfslos auf Gebiete zu verzichten, die seit vielen Jahrhunderten unter dem Scepter des Hauses Habsburg standen, die wie ein natürlicher Schutzwall der Monarchie vorgelagert waren und dessen Söhne auch in diesem Kriege wieder so vielfache Beweise von Hingabe und Treue erbracht hatten. Auch mußte dieser Entschluß um so reiflicher bedacht werden, als es den Traditionen der Monarchie nicht entsprach, mit unaufrichtigen Versprechen ein trügerisches Spiel zu spielen. Niemals in der Geschichte hat Österreich-Ungarn das gegebene Wort uneingelöst gelassen. Die außerordentliche Situation erforderte jedoch außerordentliche Entschlüsse, und so konnte Baron Burian am 9. März mit Genehmigung des Monarchen und mit Zustimmung beider Regierungen dem italienischen Botschafter eröffnen, daß Österreich-Ungarn im Prinzip die Abtretung eigenen Gebietes als Basis der Verhandlungen über die Kompensationsfrage annehme.

Das wahre Gesicht Italiens.

War damit auch in dem wichtigsten prinzipiellen Punkte eine Annäherung erzielt, so ergaben sich doch schon im nächsten Stadium der Verhandlungen bezüglich

einer Vorfrage große Schwierigkeiten. Ehe nämlich noch in die Besprechung der Sache selbst eingegangen wurde, stellte das römische Kabinett das Verlangen, es möge im voraus festgesetzt werden, daß das Abkommen über die Gebietsabtretung sofort nach seiner Perfektionierung auch in Vollzug zu setzen sei — eine Forderung, die allein schon ein bedenkliches Licht auf die Aufrichtigkeit der Absicht Italiens, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen, warf. Denn abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, die mitten im Kriege der überstürzten Durchführung einer so einschneidenden Maßnahme entgegenstandes, konnte es Österreich-Ungarn wohl nicht zugemutet werden, in einseitiger Erfüllung des Kontraktes Italien in den tatsächlichen Besitz der abzutretenden Gebiete, die strategisch von der allergrößten Bedeutung waren, zu setzen, ehe die Gegenleistung — die Neutralität Italiens bis zum Friedensschluß — faktisch erfolgt war. Zu einem so übermäßigen Zutrauen in die italienische Loyalität und Verlässlichkeit war wahrlich kein Grund vorhanden.

Auf diese Bedingung konnte Österreich-Ungarn somit nicht eingehen, dagegen war es bereit, seine Zusage mit den reichlichsten Garantien zu versehen, daß die Übergabe des zedierten Gebietes nach dem Friedensschlusse ohne Aufschub erfolgen würde. Da das italienische Kabinett von seiner Forderung aber nicht abließ, wäre ein Stocken der Verhandlungen unvermeidlich gewesen, hätte man sich nicht geeinigt, diese Frage vorläufig noch offen zu lassen und in die Besprechung der Sache selbst, des Umfangs der abzutretenden Gebiete und der übrigen Konzessionen, einzugehen.

Die Abtretung des Trentino angeboten.

Auf Wunsch Italiens, welches damals seinerseits keine konkreten Forderungen formulieren zu wollen erklärte, trat zunächst Österreich-Ungarn mit seinen Propositionen hervor. Dieser Vorschlag, der am 27. März dem italienischen Botschafter in Wien mitgeteilt wurde, ging im wesentlichen dahin, daß Österreich-Ungarn die Zession fast des ganzen italienischen Teiles von Südtirol anbot, während Italien der Monarchie seine wohlwollende Neutralität bis zum Friedensschlusse zusichern und für die Dauer des Krieges die volle Aktionsfreiheit am Balkan zugestehen sollte. Wer die Rolle kennt, die das Trentino in den Jahrzehnten seit der Errichtung des italienischen König-

Das letzte Anbot Österreich-Ungarns.

Das letzte Anbot, das in Rom schriftlich sowohl von dem I. und II. Botschafter wie auch vom Fürsten Bülow der italienischen Regierung übergeben wurde, umfaßte im wesentlichen folgende Punkte:

die Zession des italienischen Teiles von Südtirol; die Zession des von italienischer Bevölkerung bewohnten Gebietes westlich des Isonzo;

hinsichtlich Triests die Errichtung einer Universität, die Verleihung des Titels einer kaiserlichen Freistadt und die Revision des städtischen Statuts, das bei Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Autonomie den italienischen Charakter der Stadt gewährleisten würde; den Fortbestand und die eventuelle Erweiterung der Freihafenzone;

unsere Bereitwilligkeit zur Anerkennung der vollen Souveränität Italiens über Valona und das umgebende Gebiet;

das politische Desinteressement Österreich-Ungarns an Albanien;

den Verzicht auf alle Ansprüche, die aus dem Titel der Besetzung des Dodekanes durch Italien von der Monarchie erhoben werden könnten.

Als Gegenleistung beanspruchte Österreich-Ungarn lediglich die Erklärung Italiens, daß es während der ganzen Dauer des gegenwärtigen Krieges sich gegenüber der Monarchie, dem Deutschen Reiche und der Türkei vollkommen neutral verhalten werde und sich hinsichtlich aller Errungenschaften desinteressiere, die Österreich-Ungarn im Laufe des Krieges oder durch den Friedensschluß zufallen sollten.

Was die Garantien für die Durchführung dieser Abmachungen anbelangt, würde Österreich-Ungarn sich verpflichten, sofort nach dem Abschluß des Allords eine feierliche Kundgebung hinsichtlich der Zession der abgetretenen Gebiete zu erlassen. Überdies würden gemischte Kommissionen sofort nach Vertragsabschluß zur Regelung der Detailfragen zusammentreten; ihre Beschlüsse würden der Ratifizierung durch die Regierungen unterliegen. Sofort nach dieser Ratifizierung hätte die Übergabe der zedierten Gebiete zu beginnen, die binnen Monatsfrist zu beendigen wäre.

Schließlich würden Österreich-Ungarn und Italien sich damit einverstanden erklären, daß das Deutsche

Reich die loyale Durchführung der Vereinbarung garantiert.

Vergeßliches Bemühen.

Als auch diesen Propositionen gegenüber das italienische Kabinett sich in Schweigen hüllte, und als die parlamentarischen Vorgänge sowie die Erklärungen des Ministerpräsidenten Salandra vom 20. Mai, die in der durch monatelanges Schüren aufs höchste erregten Bevölkerung lebhaftesten Widerhall fanden, den festen Entschluß Italiens klar bewiesen, dem langjährigen Verbündeten ganz unabhängig von irgendwelchen konkreten Forderungen und ohne den leisesten Versuch einer sichhaltigen Begründung treulos in den Rücken zu fallen, hielt die österreichisch-ungarische Regierung am 21. Mai den Moment für gekommen, auf die letzte Mitteilung der italienischen Regierung vom 4. Mai zu antworten, um die volle Haltlosigkeit der italienischen Vorwände und die Unzulässigkeit der von Italien einseitig proklamierten Außerkraftsetzung des Bündnisses nachzuweisen und schließlich die Verantwortung für alle Konsequenzen abzulehnen, die sich aus dieser willkürlichen Lösung Italiens von dem Bündnisse ergeben könnten.

Wenige Tage darauf, am 23. Mai, überreichte der königlich italienische Botschafter in Wien der I. und II. Regierung die Kriegserklärung, deren völlig haltlose und armselige Begründung wie ein Einbekenntnis der Schwäche des eigenen Standpunktes klingt.

Das Notbuch bringt im Zusammenhange mit dieser Darstellung die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke, so vor allem die Vereinbarung hinsichtlich Albaniens zwischen der I. und II. Regierung und der königlich italienischen Regierung vom Jahre 1900/1901, die folgende Punkte feststellt:

1. Den Status quo so lange, als es die Umstände zulassen würden, aufrecht zu erhalten;

2. uns zu bemühen, daß, für den Fall, als der gegenwärtige Zustand nicht aufrecht erhalten werden könnte und Änderungen sich als notwendig erweisen sollten, die gegenständlichen Veränderungen im Sinne der Autonomie stattfinden;

3. im allgemeinen und als Ausfluß der beiderseitigen Dispositionen gemeinsam und so oft sich hiezu ein Grund ergibt, die geeignetsten Mittel und Wege zu suchen, um unsere gegenseitigen Interessen in Einklang zu bringen und zu wahren.

Der Konflikt mit Serbien.

Graf Berchtold an Herrn von Mérey.

Telegramm.

Wien, 25. Juli 1914.

Der Herr italienische Botschafter ist heute hier erschienen und hat aus Anlaß des Konfliktes zwischen der Monarchie und Serbien mitgeteilt, daß die königlich italienische Regierung, für den Fall, als dieser Konflikt eine kriegerische Wendung nehmen und zu einer, wenn auch nur provisorischen Besetzung serbischen Territoriums führen sollte, sich vorbehalte, das ihr auf Grund des Artikels VII des Dreibundvertrages zustehende Kompensationsrecht in Anspruch zu nehmen. Die königlich italienische Regierung sei überdies auf Grund des eben angeführten Vertragsartikels der Ansicht, daß wir uns vor der eventuellen Besetzung serbischen Gebietes mit ihr ins Einvernehmen setzen müßten.

Im übrigen beabsichtige die königlich italienische Regierung in dem eventuell bewaffneten Konflikte zwischen Österreich-Ungarn und Serbien eine freundschaftliche und den Bündnispflichten entsprechende Haltung einzunehmen.

Telegramm Seiner Majestät des Königs von Italien an Kaiser Franz Josef.⁴

Übersetzung.

Rom, 2. August 1914.

Ich habe das Telegramm Euer Majestät erhalten. Ich brauche Euer Majestät nicht zu versichern, daß Italien, welches alle nur möglichen Anstrengungen unternommen hat, um die Aufrechterhaltung des Friedens zu sichern, und welches alles, was in seiner Macht liegt, tun wird, um sobald als möglich an der Wiederherstellung des Friedens mitzuhelfen, gegenüber seinen Verbündeten eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren wird, entsprechend dem Dreibundvertrage, seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen, die es wahren muß.

Vittorio Emanuele.

⁴ Der Kaiser hatte an den König von Italien eine Depesche gerichtet, worin er seinen hohen Verbündeten mitteilt, daß er infolge der Einmischung Rußlands in den Konflikt mit Serbien und der Mobilisierung der russischen Armee und Flotte die allgemeine Mobilisierung verfügt habe, sowie seiner Befriedigung Ausdruck gibt, auf die Unterstützung seiner Bundesgenossen rechnen zu können.

Unter Vernachlässigung der Vertragspflichten hat Österreich-Ungarn den Status quo am Balkan von Grund aus erschüttert und eine Situation geschaffen, von der es allein Nutzen ziehen konnte; unter Schädigung der wichtigsten Interessen, die die verbündete Macht so oft kundgetan und beansprucht hatte.

Eine so offenkundige Verletzung des Wortlautes und des Geistes des Vertrages hat nicht bloß die Weigerung Italiens gerechtfertigt, sich in dem, ohne Anhörung seiner Ansicht, provozierten Kriege auf die Seite seiner Bundesgenossen zu stellen, sondern gleichzeitig auch das Bündnis seines wesentlichen Inhaltes und seiner Existenzberechtigung beraubt.

Selbst die im Vertrage vorgesehene Abmachung betreffs der wohlwollenden Neutralität wurde durch diese Verletzung in Mitleidenschaft gezogen. Vernunft und Gefühl sprechen nämlich übereinstimmend dagegen, daß die wohlwollende Neutralität bewahrt werden könne, wenn einer der Verbündeten die Waffen ergreift, um ein Programm durchzuführen, welches den Lebensinteressen des anderen Verbündeten, Interessen, deren Wahrung den Hauptgrund des Bündnisses selbst darstellt, diametral widerspricht.

Nichtsdestoweniger hat sich Italien während mehrerer Monate bemüht, eine Situation zu schaffen, die die Wiederherstellung jener freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten begünstigt hätte, die die wesentliche Grundlage jedes Zusammenwirkens auf dem Gebiete der allgemeinen Politik darstellen. Zu diesem Zwecke und in dieser Hoffnung war die königliche Regierung bereit, auf eine Abmachung einzugehen, die eine maßvolle Befriedigung der rechtmäßigen nationalen Aspirationen Italiens zur Grundlage hatte und die gleichzeitig dazu gedient hätte, die Ungleichheit in der gegenseitigen Stellung der beiden Staaten an der Adria zu vermindern.

Diese Verhandlungen haben jedoch zu keinem greifbaren Resultat geführt. Alle Bemühungen der königlichen Regierung stießen auf den Widerstand der I. u. I. Regierung, die sich nach mehreren Monaten bloß dazu entschloß, die besonderen Interessen Italiens in Balona zuzugeben und eine ungenügende Gebietsabtretung im Trentino zu versprechen, eine Abtretung, die weder vom ethischen noch vom politischen oder militärischen Gesichtspunkte als eine normale Lösung der Frage zu bezeichnen ist. Überdies sollte dieses Zugeständnis erst zu einem unbestimmten Zeitpunkt, das heißt zu Ende des Krieges, durchgeführt werden.

Unter diesen Umständen ist die italienische Regierung bemüht, die Hoffnung auf Erreichung eines Abkommens aufzugeben und alle ihre diesbezüglichen Vorschläge zurückzuziehen. Gleich nutzlos wäre es, den formellen Schein des Bündnisses zu wahren, der bloß die Wirklichkeit, b. i. das fortwährende Mißtrauen und die täglichen Gegensätze, zu verhüllen bestimmt wäre. Auf sein gutes Recht vertrauend, bekundet Italien daher, daß es von nun an seine volle Handlungsfreiheit wiedergewinnt und erklärt es den Bündnisvertrag mit Österreich-Ungarn als hinfällig und in Zukunft unverbindlich.

*

Es folgt dann die bereits bekannte Antwort der österr.-ung. Regierung auf die Aufhebung des Dreihundvertrages durch Italien und endlich die ebenfalls bereits bekannte Kriegserklärung Italiens, womit das Notbuch schließt.

Die Offensive in Galizien.

Die Offensive in Galizien geht kräftig ausgreifend weiter. Südlich von Jaroslau und östlich des Ortes Madymno wurde von dem sechsten österreichischen Korps der Brückenkopf Zagrodi und damit auch hier der Uebergang über den San erzwungen. Nördlich von Jaroslau haben die verbündeten Truppen die Lubaczowka erreicht, einen Nebenfluß des San. Bemerkenswert ist, daß sich die Zahl der Gefangenen neuerdings auf 25.000 Mann erhöht hat. 25.000 Gefangene geben einen außerordentlichen Maßstab des Erfolges, nur weiß man nicht, ob das Verhältnis der blutigen Verluste zur Zahl der Gefangenen noch so abgeschätzt werden darf wie am Anfang des Krieges. Viele Vorkommnisse in den letzten Kämpfen sowohl in Galizien als auch in Nordpolen und in Kowno lassen vermuten, daß die verhältnismäßige Zahl der Gefangenen bereits erheblich gewachsen ist, was auf eine Erschütterung des moralischen Halts der russischen Truppen hinweisen würde. Man muß erwägen, daß innerhalb dieses Monats in Galizien allein 220.000 Russen in Gefangenschaft gerieten, wobei keine Festung eingenommen und nur in dem westlichen Teil der Beskiden größere Verbände umgangen wurden. Der Großteil der Gefangenen ist auf der Flucht eines sich in gerader Richtung vom Gegner zurückziehenden Heeres gemacht worden. Die Erklärung, es handle sich um Nachhuten, die hierbei geopfert wurden, um dem Rest den Abzug zu sichern, erklärt noch lange nicht die gewaltigen Zahlen. Tatsächlich hat ja die galizische Schlacht die Zahl der in Oesterreich und in Deutschland in Gefangenschaft befindlichen Russen auf mehr als eine Million Mann emporgewachsen lassen. Dagegen haben Franzosen, Engländer und Belgier bloß 385.000 Mann an Gefangenen verloren, wobei der weitaus größte Teil auf die ersten Monate des Krieges entfällt.

Ueber den Krieg mit Italien ist selbstverständlich noch wenig und nichts Bedeutendes zu melden. Der Beginn der Feindseligkeiten spielt sich immer in einem wechselseitigen Herantasten der beiden gegnerischen Heere durch Vortruppen ab. Der Ort Condino, in dem eine feindliche Abteilung eingedrückt ist, ist etwa sechs Kilometer von der Grenze entfernt, die hier den Lago d'Isbro berührt. Condino ist ein Flecken in Südtirol in der Bezirkshauptmannschaft Trone und liegt im Chiesatale, das mit Wiesen, Maisfeldern und Maulbeerpflanzungen eine reiche Bebauung zeigt. Der Ort selbst hat etwa zweihundert Häuser. Ueber den 144 Meter hoch gelegenen Ort erhebt sich der Bergort Brione mit 893 Meter. An der östlichen Grenze Tirols, östlich der Marmolata, stichteten die Italiener bei den ersten Schüssen. Dasselbe wird gemeldet von einem Zusammentreffen westdes Blöckenpasses, der über die Kärntner Alpen

führt. Hier heißt es gar, „es floh der Feind und ließ seine Waffen zurück“. Es wäre natürlich voreilig, aus solchen Vorkommnissen bei ersten und unbedeutenden Gefechtsberührungen irgend welche Schlüsse ziehen zu wollen. Wen man vor sich hat, wird man erst nach mehreren ernstlichen Treffen zu beurteilen vermögen, und dann auch wissen, ob sich die Abneigung gegen den Krieg, gegen diesen frivol und verbrecherisch herausbeschworenen Krieg, die zweifellos weite Schichten des italienischen Volkes beherrscht, in der Haltung der Truppen irgendwie zum Ausdruck bringt.

Die Verhandlungen mit Italien.

Budapest, 26. Mai. Im Abgeordnetenhaus gab heute Graf Tisza einige Aufschlüsse über die Verhandlungen mit Italien. Der größere Teil der Rede war allerdings nur eine Wiederholung der Darstellung, in den gestern veröffentlichten Aktenstücken des Ministers des Aeußern; wahrscheinlich meint Graf Tisza, daß die Dinge, wenn er sie sagt, ein besonderes Gewicht erhalten. Nur stichige Mitteilungen über die Zeit, in der die italienische Regierung die Forderung nach der Gebietsabtretung zu formulieren begann, können nachgetragen werden.

Am 11. Dezember, also zu einer Zeit, da ein beträchtlicher Teil Serbiens neuerdings im Besitz unserer Truppen zu sein schien, erklärt der italienische Botschafter in Wien dem Minister des Aeußern folgendes: „Die I. und I. Regierung hätte uns somit verständigt und mit uns das Einvernehmen pflegen müssen, bevor sie die Armee die serbische Grenze überschreiten ließ. Wir sind aber gewillt, auf dieser Verpätung nicht zu insistieren (beharren), und geben dadurch einen Beweis unserer konstanten Dispositionen sowie unseres Wunsches, die militärischen Erfordernisse nicht zu hindern.“ Bald darauf erfolgte unser Abzug aus Serbien und nun sagt Baron Sonnino am 19. Dezember zu Baron Macchio, das Thema habe seine Aktualität und Dringlichkeit eingebüßt. Nach einiger Pause jedoch am 11. Jänner kommt der italienische Minister des Aeußern auf diese Frage zurück und sagt: Es sei zwar wahr, daß er am 11. Dezember das obige gesagt habe, allein wichtige logische und politische Gründe würden nunmehr die Fortsetzung des Ideenaustausches wünschenswert machen. Im Zusammenhang mit seinen, wie er meint, auf die Festigung der andauernden Freundschaft abzielenden Intentionen sagt er dann weiter, man müsse mutig an die Frage der Kompensation herantreten. Dafür aber, daß er die Kompensationen in Gebieten, die sich im Besitz der Monarchie befinden, sucht, findet der italienische Minister des Aeußern das seltsame Argument, daß er als neutrale Macht nicht über Gebiete verhandeln könne, die sich nicht im Gebiet der Monarchie befinden. Schon bei dieser ersten Unterredung, die am 11. Jänner zwischen dem Grafen Berchtold und dem Herzog von Avarna stattfand, betonte Berchtold sein Befremden über die italienische Forderung und seine Ueberzeugung, daß hiedurch die Kompensationsfrage auf ein Gebiet geleitet würde, auf dem eine befriedigende Lösung kaum möglich sei. Das nämliche Bedenken trachteten wir zur Geltung zu bringen auch nach dem Wechsel in der Leitung des Ministeriums des Aeußern in dem Meinungsaustrausch, der diesfalls in Wien und Rom, hauptsächlich in Wien, wiederholt stattfand und in dessen Verlauf wir bestrebt waren, die italienische Regierung zu überzeugen, daß die Gesichtspunkte der auch von ihr gewünschten dauernden Freundschaft es erheischen würden, daß Italien auf anderen Gebieten Kompensationen suche.

Die Verhandlungen, die etwa einen Monat währten — wie aus dem bisher Gesagten ersichtlich, war in diesen Unterhaltungen ein Monat keineswegs eine allzu langgestreckte Zeit — wurden am 14. Februar von einer unerwarteten Erklärung des italienischen Ministers des Aeußern unterbrochen, deren Inhalt war, er sehe die Verhandlungen nicht weiter fort, da er sehe, daß sie zu keinem Ergebnis führen

können: folglich nehme er seine Vorschläge zurück und mache uns darauf aufmerksam, daß er es als Vertragsbruch betrachten würde, wenn wir in serbisches Gebiet einmarschieren, ohne vorher mit Italien ein Einvernehmen geschlossen zu haben, und daß er die Folgen eines solchen Vorgehens auf uns überwälze. Der italienische Minister des Aeußern erklärte da: Die königliche Regierung findet sich daher zum Schutz ihrer Würde bemüht, alle ihre Vorschläge und Anregungen zurückzuziehen und sich hinter die klare Bestimmung des Artikels VII zu verschangen mit der Erklärung, daß sie jede österreichisch-ungarische militärische Aktion, sei es gegen Serbien, sei es gegen Montenegro oder einem Balkanstaat, als in offenem Widerspruch mit dem Vertrag stehend betrachte, wenn diesbezüglich nicht ein vorheriges Uebereinkommen im Sinne des Artikels VII zustande gekommen ist.“

Damit und mit einer neueren präzisieren Auslegung dieser Erklärung, die der italienische Minister des Aeußern am 22. Februar gab und in der ganz klar ausgesprochen war, daß er den gleichzeitig mit unserem Einmarsch in Serbien erfolgenden Beginn des Ideenaustausches nicht als genügend erachtet, sondern das Zustandekommen des Uebereinkommens als Vorbedingung betrachtet, damit kam unsere Unterhaltung mit der italienischen Regierung zum Stillstand. Auf der Grundlage, die die italienische Regierung konstruiert hatte, konnte die Frage bis zu dem Zeitpunkt bleiben, in welchem unser tatsächlicher Angriff gegen Serbien wieder Aktualität gewinnen würde. Die Leiter der auswärtigen Politik der Monarchie hatten also zu erwägen, ob sie mit der Frage einfach zuwarten sollten, bis die militärischen Vorbedingungen unserer Offensive gegen Serbien wieder vorhanden sein werden. Die zuständigen Faktoren gelangten zu einem anderen Entschluß, zu dem schwereren Entschluß, Italien auf der prinzipiellen Grundlage der Gebietsabtretungen Verhandlungen anzubieten. Schon am 9. März wurde im Namen unserer Regierung dem italienischen Kabinett eine Erklärung in diesem Sinne abgegeben. Von da an bis zur Kriegserklärung verstrichen zwei Monate. Ich werde die Aufmerksamkeit und die Geduld des Lesers nicht mit allen Einzelheiten der Verhandlungen dieser zweieinhalb Monate in Anspruch nehmen, aber erklären muß ich, daß während dieser ganzen Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie auf dem Gebiet des freundschaftlichen Gefühls, des Entgegenkommens und der Nachgiebigkeit alles Mögliche getan hat, daß sie aber immerfort auf einen jeglichem Ideenaustausch sich zu verschließen trachteten. Segner von schroff feindseliger Gesinnung gestochen ist.

Am 20. März teilte uns die italienische Regierung ihre nunmehr bekannten Bedingungen mit. Auch diesem Vorschlag gegenüber wahrten wir noch unser kaltes Blut und unsere Geduld. Auch diesem Vorschlag gegenüber setzten wir noch die Verhandlungen fort...

Das übrige ist bekannt... Graf Tisza schloß seine Darlegungen mit ungemein schwingvollen Worten: Die Erinnerung an die Tage Maria Theresias lebt auf in unseren Seelen. Die Gefühle und die Tugenden, welche damals die Monarchie und die Dynastie gerettet haben, sind nicht ausgestorben in der ungarischen Nation. Das Morlamur pro reo nostro! (Sterben für unseren König!) lebt auch heute noch in aller Ungarn Seele und die ungarische Nation, vereint mit allen Völkern der Monarchie — wir sehen ja heute, daß dieser menschliche Angriff in allen Winkeln der Monarchie mannhafte Empörung, mannhafte Entschlossenheit und Unhänglichkeit an die Monarchie ausgelöst hat — die

jeden Italieners, aber doch wollte das italienische Volk in seiner großen Mehrheit nichts von einem Kriege wissen, auch nicht die Mehrheit des Parlaments.

Das Regiment der Straße.

Noch in den ersten Maitagen waren nach Beobachtungen des besten Kenners der italienischen Verhältnisse vier Fünftel des Senats und zwei Drittel der Kammer gegen den Krieg, darunter die ernstesten und wichtigsten Staatsmänner der ganzen letzten Zeit. Aber die Vernunft kam nicht mehr zum Worte. Es regierte allein die Straße. Die Straße war unter der wohlwollenden Duldung und Förderung der leitenden Staatsmänner des Kabinetts bearbeitet, von dem Geiste der Tripelente unter der Führung gewissenloser Kriegsheter in einen Blutausch versezt, der dem Könige Revolution und allen Gemäßigten Überfälle und Mord androhte, wenn sie nicht in die Kriegstrompete mit einstoßen wollten.

Über den Gang der österreichischen Verhandlungen, über das Maß der österreichischen Konzessionen wurde das Volk geistlich im Dunkel gehalten. So kam es, daß nach dem Rücktritte des Kabinetts Salandra sich niemand mehr fand, der den Mut hatte, die Kabinettsbildung zu übernehmen, daß in der entscheidenden Debatte über die Kriegsvollmachten kein Redner der konstitutionellen Parteien des Senats oder der Kammer den Wert der weitgehenden österreichischen Konzessionen auch nur zu würdigen versuchte. Im Kriegstau mel verstummte der ehrliche Politiker. Aber wenn auch durch die militärischen Ereignisse, wie wir sie hoffen und wünschen, eine Ernüchterung des italienischen Volkes eintreten wird, dann werden ihm auch die Augen aufgehen, wie leichtfertig es in diesen Weltkrieg hineingehetzt wurde. (Aufe: Sehr richtig!)

„Wir werden auch diesen Sturm aushalten!“

Wir taten alles, um die Abkehr Italiens vom Bunde zu verhüten. Uns fiel dabei die undankbare Rolle zu, dem treu verbündeten Österreich-Ungarn, mit dessen Armeen unsere Truppen täglich Wunden, Tod und Siege teilen, anzufinnen, die Vertragstreue des Dritten durch Abtretung altererbter Gebiete zu verkaufen. Daß Österreich-Ungarn schließlich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen ist, ist bekannt. Fürst Bülow, der von neuem in den aktiven Dienst des Feindes getreten ist, bot die ganze Summe seiner diplomatischen Geschicklichkeit, seiner genauesten Kenntnis der italienischen Zustände und der Fähigkeiten in unermüdlicher Arbeit für die Verständigung auf. (Lebhafter Beifall.) Wenn auch seine Arbeit vergeblich geblieben ist, das ganze Volk dankt sie ihm. (Lebhafter Beifall.) Wir werden auch diesen Sturm aushalten. (Lebhafter Beifall und Zustimmung.) Von Monat zu Monat wuchsen wir mit unserem Verbündeten immer mehr zusammen. (Beifall.) Von der Pilica bis zur Bukowina hielten wir zähe mit unseren österreichisch-ungarischen Kameraden monatelang gegen eine Russenübermacht aus. Dann sind wir siegreich vorgestoßen und vormarschirt. An dem Geiste der Treue, Freundschaft und Tapferkeit, von dem die Zentralmächte unerschütterlich beseelt sind, werden auch neue Feinde zuschanden werden. (Lebhafter Beifall.)

Die Türkei feiert in diesem Kriege eine glänzende Wiedergeburt. (Beifall.) Das gesamte deutsche Volk verfolgt mit Begeisterung alle einzelnen Phasen des hartnäckigen siegreichen Widerstandes, womit die uns treu verbündete türkische Armee und Flotte die Angriffe der Gegner mit wuchtigem Schlag zu parieren weiß. (Lebhafter Beifall.) Gegen die lebendige Mauer unserer Krieger im Westen sind unsere Gegner bisher vergeblich angestürzt. Mag auch an einzelnen Stellen der Kampf hin und her gewogt haben, mag hier und dort ein Schützengraben oder ein Dorf verloren oder gewonnen worden sein; der große Durchbruch, den uns die Gegner seit fünf Monaten ankündigen, ist ihnen nicht gelungen. (Beifall) und soll ihnen nicht gelingen. (Lebhafter Beifall.)

Sie werden an der todesmutigen Tapferkeit unserer Helden scheitern. Alle Machtmittel der Welt boten die Feinde bisher vergeblich gegen uns auf: Eine ungeheure Koalition aus tapferen Soldaten — wir wollen die Feinde nicht verachten, wie es unsere Gegner wohl gerne tun —, den Plan, eine Nation von 70 Millionen Weibern und Kindern auszuhungern, Lug und Trug. In dem Augenblicke, wo der Mob der Straße in den englischen Städten um Scheiterhaufen tanzt, auf denen er die Habseligkeiten wehrloser Deutscher verbrennt, wagt es die englische Regierung, ein Doku-

ment mit den Aussagen unbekannter Zeugen über angeblich belgische Greuel zu veröffentlichen, die so ungeheuer sind, daß nur ein verrücktes Gehirn ihnen Glauben schenken kann. (Lebhafte Zustimmung.)

Der Terror in Paris.

Aber während die englische Regierung hier und da richtigen Nachrichten Raum gibt, während sie objektive Darstellungen der Kriegslage abdruckt, herrscht in Paris allein der Terror der Zensur. Keine Verlustlisten erscheinen, kein deutscher, kein österreichisch-ungarischer Generalstabsbericht darf abgedruckt werden, die ausgetauschten schwerverwundeten Invaliden werden von ihren Angehörigen abgesperrt, eine wahre Angst vor der Wahrheit scheint die Regierung zu beherrschen. So kommt es, daß nach zuverlässigen Beobachtungen in den meisten Volksschichten noch heute keine Kenntnis von den schweren Niederlagen der Russen auch nur im vorigen Jahre besteht, daß man weiter glaubt an die russische Dampfwalze, die auf Berlin losgeht, das in Hunger und Elend verkommt, daß man vertraut auf die große Offensive im Westen, die nun seit Monaten nicht vom Fleck kommt. Wenn die Regierungen der uns feindlichen Staaten glauben, durch Volksbetrug und durch Entfesselung blinden Hasses die Schuld an dem Verbrechen dieses Krieges abwälzen und den Augenblick des Erwachens hinausschieben zu können; wir werden uns, gestützt auf gutes Gewissen, gerechte Sache und unser siegreiches Schwert nicht um Haarsbreite von der Bahn abdrängen lassen, die wir von je als richtig erkannt haben.

Der deutsche Reichskanzler über den Treubruch Italiens.

Sitzung des deutschen Reichstages.

Berlin, 28. Mai.

Der Reichstag hielt heute nachmittag eine Sitzung ab. Der Saal und die Tribünen waren überfüllt.

Der Kanzler ergreift das Wort.

Unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung ergriff Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort. Er führte aus: Als ich vor acht Tagen zu Ihnen sprach, bestand noch ein Schimmer von Hoffnung, daß das Losschlagen Italiens verhütet werden könnte. Die Hoffnung hat getrogen. Das deutsche Empfinden sträubte sich, an die Möglichkeit einer solchen Wendung zu glauben. Jetzt hat die italienische Regierung selbst ihren Treubruch mit blutigen Letzern untergänglich in das Buch der Geschichte eingeschrieben. (Lebhafte Rufe: Sehr richtig! Stürmische Zustimmung.) Ich glaube, es war Machiavelli, der einmal gesagt hat, ein Krieg, der notwendig sei, sei auch gerecht. War von diesem nüchternen realpolitischen Standpunkte aus dieser Krieg notwendig? Ist er nicht vielmehr geradezu sinnlos? (Rufe: Sehr richtig!)

Niemand bedrohte Italien; weder Österreich-Ungarn noch Deutschland. Ob die Tripelentente es hat bei Lockungen bewenden lassen, wird die Geschichte später zeigen. (Lebhafte Bravorufe.) Ohne daß ein Blutstropfen geflossen wäre, ohne daß das Leben eines einzigen Italieners gefährdet wurde, konnte Italien die lange Liste von Konzessionen haben, die ich Ihnen neulich verlas: Land in Tirol und am Szonzo so weit italienische Zunge klingt, Befriedigung nationaler Wünsche in Triest, freie Hand in Albanien, der wertvolle Hafen von Valona. — Warum haben sie es nicht genommen? Wollen sie etwa das deutsche Tirol erobern? Hand weg! (Beifall.) Wollte sich Italien an Deutschland reiben, dem es in seinem Werden zur Großmacht so Manches zu verdanken hat (Sehr richtig!), von dem es durch keinerlei Interessengegensätze getrennt ist?

Wir ließen in Rom keinen Zweifel, daß ein italienischer Angriff auf österreichisch-ungarische Truppen auch deutsche Truppen treffen würde. (Bravorufe.) Weshalb wies Rom die Wiener Vorschläge so leichtfertig ab? Das italienische Kriegsmanifest, worin das schlechte Gewissen hinter hohlen Phrasen versteckt ist (Sehr richtig!), gibt uns keinen Aufschluß. Man scheute sich vielleicht doch, auszusprechen, was durch die Presse und durch Gespräche in den parlamentarischen Wandelgängen als Vorwand verbreitet wurde, das österreichische Angebot sei zu spät gekommen und man habe ihm nicht trauen können.

Die römischen Staatsmänner.

Wie steht es nun in Wirklichkeit? Die römischen Staatsmänner hatten kein Recht, an die Vertrauenswürdigkeit anderer Nationen denselben Maßstab anzulegen, den sie sich für eigene Vertragstreue gebildet haben. (Lebhafte Rufe: Sehr richtig. Große Heiterkeit.) Deutschland bürgte mit seinem Wort, daß die Konzessionen durchgeführt werden. (Hört! Hört! Rufe.) Da war kein Raum für Mißtrauen. (Lebhafte Zustimmung.) Und weshalb zu spät? Das Trentino war am 4. Mai kein anderes Land, als es im Februar gewesen wäre, und es waren zum Trentino eine ganze Reihe von Konzessionen hinzugekommen, an welche man im Winter gar nicht gedacht hatte.

Es war wohl deshalb zu spät, weil die römischen Staatsmänner sich nicht gescheut haben, sich lange vorher, während der Dreibund noch lebte und lebte, und von dem der König und die Regierung auch nach Ausbruch des Weltkrieges ausdrücklich anerkannt hatten, daß er weiter bestünde (lebhafte Zustimmung), mit der Tripelentente sich so tief einzulassen, daß sie sich aus ihren Armen nicht mehr losmachen konnten.

Schon im Dezember waren Anzeichen für eine Schwenkung des römischen Kabinetts zu erkennen. Zwei Eisen im Feuer zu haben, ist ja immer nützlich. Italien hatte auch früher schon seine Vorliebe für Extratouren gezeigt. Aber hier war kein Tanzsaal, hier ist die blutige Walstatt, worauf Deutschland und Österreich-Ungarn gegen eine Welt von Feinden um ihr Leben ringen. (Lebhafte Zustimmung.)

Daselbe Spiel wie gegen uns trieben die römischen Staatsmänner auch gegen ihr eigenes Volk. Gewiß, das Land italienischer Zunge an der Nordgrenze war von jeher ein Traum und Wunsch eines

Nr.: TAG:

nur möglichen realen Garantien und Sicherheiten geschaffen und erklämpft haben, daß keiner unserer Feinde, nicht vereinzelt und nicht vereint, wieder einen Waffengang wagen wird. (Stürmischer sich immer wiederholender Beifall auf allen Seiten des Hauses und Händeklatschen.) Je wilder uns der Sturm umtobt, umso fester müssen wir unser eigenes Haus bauen. (Wiederholter stürmischer Beifall.) Für diese Gesinnung einigender Kraft, unbeschränkten Mutes und grenzenloser Opferwilligkeit, die das ganze Volk befehlen, für die treue Mitarbeit, die Sie, meine Herren, vom ersten Tage an zähe und fest dem Vaterlande leisten, übermittle ich Ihnen als Vertreter des ganzen Volkes den heißen Dank des Kaisers. (Stürmischer Beifall.) Im gegenseitigen Vertrauen darauf, daß wir nur eins sind, werden wir siegen, einer Welt von Feinden zum Trotz. (Stürmischer, nicht endenwollender Beifall und andauerndes Händeklatschen.)

Nach der Rede des Reichkanzlers beantragte der Konservative Graf Westarp, das Haus möge sich nach dieser Rede auf morgen vertagen.

Der Antrag wurde mit den Stimmen aller bürgerlichen Parteien und eines Teiles der Sozialdemokraten angenommen und die Sitzung geschlossen.

Auf der Tagesordnung der morgigen Sitzung steht der Antrag auf Vertagung des Reichstages bis zum 10. August.

Rundgebungen aus den deutschen Alpenländern.

S. Wien, 28. Mai. In der gestrigen Sitzung des deutschen Nationalverbandes erklärte Abg. Krast u. a. folgendes: Als Vertreter der Stadt Bozen bin ich berufen, hier der Empörung Worte zu verleihen, die alle Bewohner dieser kerndeutschen, alten tirolerischen Stadt ergriffen hat, als sie zum erstenmal vernahmten, daß Italien ein schamlos dreistes Begehren nach dem Besitz dieser Stadt gestellt habe. Sorge und Erbitterung herrschte in der Bevölkerung von Bozen und Umgebung, als man von Verhandlungen hörte und nicht wußte, worüber und wofür verhandelt wird, als Stimmen laut wurden, die sich äußerten, daß vielleicht auch Bozen in die Verhandlungsgrundlage einbezogen würde.

Einstimmig war die Meinung, lieber zugrundegehen und kämpfen bis zum letzten Blutstropfen, als jemals welsch werden zu müssen! Die Verhandlungen sind gescheitert, und man hat, wie mir ein erster Rat der Krone versichert hat, nie daran gedacht, Bozen oder irgend einen anderen geschlossenen deutschen Besitz nördlich von Lavis preiszugeben. Das muß auch so sein, und das verlangen wir. Sowie jeder Tiroler bis zum letzten Mann, Frau und Kind einsteht für des Reiches Größe, Einheit und Sicherheit, so muß auch das Reich Schutz gewähren bis zur letzten Minute, bis zum letzten Schuß und Streich.

Es werden Tage kommen, an denen unsere siegreichen Heere beweisen, daß Österreich keine Ursache hat, sich die hinterhältige Treue eines schamlosen Genossen mit Geschenken zu erkaufen bis zur nächsten Belegenheit. Besser ein rechter Feind, als ein Bundesgenosse, mit dem man nicht anders wandern darf, als mit einem Panzerheng unter dem Rock und der Pistole in der Faust, um gegen seine heimtückischen Überfälle gesichert zu sein, und wenn der erste Tag der Kriegserklärung in Tirol Freude ausgelöst hat, und die Tiroler diese Freude mit bekränzten Fahnen und wehenden Flaggen feierten, so ist das vor allem der Ausdruck der Genugtuung, daß wir endlich den lauernden sogenannten Freund losgeworden sind. Niemand soll es jemand wieder wagen, uns die namenlose Beleidigung zuzufügen, von uns deutsches Gut und deutsches Land zu verlangen, dafür soll das Schwert sorgen. (Lebhafte Beifall.)

Im weiteren Verlaufe der Debatte in der Vollerfassung des Nationalverbandes wurden auch die derzeitigen Zensurverhältnisse eingehend besprochen. An der Hand von Beispielen wurde darauf hingewiesen, daß Publikationen, die in der Provinz anstandslos veröffentlicht werden können, in Wien konfisziert werden und umgekehrt. Dies beweise, daß die jetzige Zensurpraxis nicht richtig und zweckentsprechend sei. Es liege sowohl im Interesse der Bevölkerung wie auch der Publizistik, sowie der mit der Zensur betrauten staatlichen Organe, wenn der jetzigen Zensurpraxis baldigst ein Ende gemacht werden würde.

r. Villach, 28. Mai. Die Stadtvertretung hielt eine Sitzung ab, die sich denkwürdig gestaltete. Nach Eröffnung der Sitzung ergriff der Vizebürgermeister Schüller das Wort zu Ausführungen, die der gesamt-Gemeinderat stehend anhörte: Unser langjähriger Bundesgenosse hat eine Neidtat ohnegleichen vollbracht, die einst von der Weltgeschichte als Weltgericht richtig gewertet werden wird. Wir wollen in Erkenntnis der bewegenden Triebfedern mitfüllen, aber bleibender Verachtung den neuen hasserfüllten Gegner strafen. Diesem Gefühl wollen wir nicht durch lärmende Rundgebungen auf der Straße oder einzelnen gegenüber Ausdruck verleihen. Wir hegen unerschütterliches Vertrauen auf die erwiesene Kraft und Stärke unseres deutschen Volkes und die volle Zuversicht, daß auch der Treubruch des neuen Feindes blutig gesühnt werden wird, da er selbst diesen Weg gewählt hat. Der Redner schloß, wir wollen uns den Anordnungen der militärischen Behörden fügen und sie besonders in ihrem verantwortungsvollen Wirken nach besten Kräften unterstützen. Unsere Losung kann nur sein: Durch Kampf zum Sieg.

r. Innsbruck, 28. Mai. In einer Entschließung des Oberlandesgerichtes gedachte Präsident Herrenhausmitglied Freiherr von Call der Kriegserklärung Italiens und sagte: Hier an dieser Stätte, wo wir über Recht und Unrecht entscheiden, Verbrechen strafen und Brandmarken, gerade an dieser Stätte können wir nicht wortlos an Italiens Treue und Ehrlosigkeit vorübergehen. Gerade für den Juristen ist es von Interesse, die ganze Haltlosigkeit und Zu-

Haltlosigkeit der italienischen Kriegserklärung zu beleuchten. Erfüllung der nationalen Aspirationen, das und nichts anderes werde als Kriegszweck und Kriegsziel bezeichnet. Jetzt, wo das Wort von den nationalen Aspirationen zur Phrase geworden, um als Deckmantel für Erpressung zu dienen, jetzt wo der Versuch gemacht wird, unser Vaterland in Trümmer zu schlagen, jetzt wird so mancher Österreicher sein nationales Programm neuerlich prüfen müssen, zumindest um im Ausland nicht mißverstanden zu werden. Jeder muß sich die Grenze klar machen, bis zu welcher er in seinen nationalen Bestrebungen gehen kann, will er nicht gegen uns sein, will er nicht, daß wir und das mit aller Schärfe und Entschlossenheit, gegen ihn sind.

Panik beim Untergang des französischen Panzerkreuzers „Léon Gambetta“.

Wie aus den Berichten der italienischen Militär- und Marinebehörden, die die geretteten Personen der Besatzung des „Léon Gambetta“ einem Verhör unterzogen haben, hervorgeht, haben sich beim Untergang des Kreuzers die wildesten Panikszenen abgespielt. Es war der im Wachtdienst stehenden Mannschaft tatsächlich gelungen, vier Rettungsboote flott zu machen, doch wurden drei davon zum Kentern gebracht, weil die mit den Wellen kämpfenden unter Außerachtlassung der Befehle und Ratsschläge ihrer Vorgesetzten sich in wilder Verzweiflung und Kopflosigkeit an diese Boote anklammerten. Die Insassen des vierten Bootes retteten sich nur dadurch, daß sie sich mit Ruder- und Artstieben gegen ihre Kameraden, die das Boot zu erreichen oder sich daran festzuhalten suchten, zur Wehr setzten. Hierbei brachen zwei Riemen entzwei und das Boot selbst wurde an mehreren Stellen durch fehlgegangene Artstriebe beschädigt. Im Rettungsboot wurden zwei abgehakte Hände und mehrere Finger vorgefunden. Bei den geborgenen Leichen fand man vielfach verstümmelte Hände, bei vier Leichen durch Artstieße gespaltene Schädeldecken vor. In den Berichten soll der äußerst peinliche Eindruck, den die zynische Wiedergabe der geschilderten Vorgänge durch die geretteten Matrosen auf die italienischen Offiziere machte, in sehr scharfen Worten ausgedrückt sein. Der französische Konsularagent von Lecce, der dem Verhör beigewohnt hat, legte den Matrosen unter Androhung sofortiger Anzeige nahe, Journalisten gegenüber von diesen Vorfällen keine Erwähnung zu tun.